Zeitschrift: Blätter für bernische Geschichte, Kunst und Altertumskunde
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Bern
Band: 13 (1917)
Heft: 2

Artikel: Schweizer in östreichischem Dienst
Autor: Erismann, Oskar
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-182668

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Niclaus von Graffenried, Seckelmeister: 3 Kronen und 3 Mütt Dinkel.
Hans von Büren, Kastlan in Wimmis: 4 Mütt Gerste.
Kastlan in Frutigen: 4 Mütt Gerste.
Statthalter Rösti in St. Stephan: 2 Mütt Korn.
Elias Dubach: 8 teston de soleure.
Pfarrer in Rougemont: ½ Pistolle d'Italie.
Wirt Pfisters Witwe in Uetendorf: 6 sols.
Hr. von Augspourg, Besitzer d. Salzpfannen in Ählen: 60 Gld.

Gemäss diesem Verzeichnis betrugen also die freiwilligen Liebesgaben von auswärts ca. 700 Kronen, ca. 200 Mütt Getreide und 40 Käse. Mit den Beiträgen der Landleute von Saanen und der Landschaft erreichte die gesamte Brandsteuer eine Summe von ca. 3000 Kronen. Davon wurden 2000 an die Beschädigten verteilt und 1000 für den Bau des grossen Landhauses verwendet, das 1577 erstellt wurde. In verhältnismässig kurzer Zeit erstand aus den Ruinen das neue Saanen, das glücklicherweise seither von solchen schweren Katastrophen verschont blieb.

Schweizer in östreichischem Dienst.

Von Oskar Erismann.

Erbeinigung. — Dreissigjähriger Krieg. — Peter König.

Im Brachmonat des Jahres 1474 hallte durch die Gauen der Schweiz feierliches Glockengeläute. Es kündete die frohe Botschaft, dass die erbitterten Kämpfe mit Oesterreich, welche fast zweihundert Jahre gedauert hatten, endlich einem voraussichtlich langen Frieden Platz gemacht, durch welchen der Länderbesitz und die Unabhängigkeit, welche die Schweiz in heissem Streit gegen den alten Erbfeind sich errungen, von letzterm nun für alle Zeiten erkannt wurden. Das war sanktioniert worden durch einen, am 11. Juni in Senlis unter der

Vermittlung des französischen Königs zwischen dem Herzog *Sigismund* von Oesterreich und den gemeinen Eidgenossen abgeschlossenen Friedens- und Landesvertrag, einer sog. *ewigen Richtung*. Er sprach die Anerkennung des beidseitigen Besitzstandes ohne Rückhalt aus, sah schiedsgerichtlichen Austrag bei allfälligen künftigen Streitigkeiten vor, sprach den Verzicht der Eidgenossen auf weitere Burg- und Landrechte mit österreichischen Untertanen aus, sicherte dem Herzog für seine Besitzungen in Elsass und Schwaben in Notfällen bewaffneten Beistand der Schweizer auf seine Kosten, und stellte den gegenseitig freien, sichern Verkehr für Güter und Personen wieder her. Drei Jahre später wurde dieser Vertrag durch die Parteien in der sog. *Erbeinigung* bestätigt und verstärkt.

So enge Beziehungen, wie sie die einige Jahrzehnte später mit einem andern Nachbarstaat, Frankreich, abgeschlossenen Bünde schufen, brachten die Verträge mit Oesterreich freilich nicht zustande. Insbesondere enthielten sie keine Bestimmung über das Recht, schweizerische Kriegsvölker zu werben. Von den vielfachen Bemühungen Oesterreichs, am Anfang des 16. Jahrhunderts Schweizer für die italienischen Feldzüge in Dienst zu nehmen, waren nur wenige von Erfolg und namentlich wurden alle bezüglichen Begehren während der Dauer des dreissigjährigen Krieges konsequent abgelehnt. So gross die Neigung der katholischen Kantone sein mochte, dem Staat Handreichung zu tun, der für die katholische Sache in Mitteleuropa im Vorkampf stand, soviel Besonnenheit und Interesse für das gemeineidgenössische Wohl hatten sie doch, um sich der Einmischung durch Lieferung schweizerischer Truppen auf die deutschen Kriegsschauplätze zu enthalten. Es ist ja sehr wahrscheinlich, dass eine solche Einmischung die Schweiz in die fürchterlichen Kämpfe hinein- und vielleicht ihren Untergang nach sich gezogen haben würde. Durch Tagsatzungsbeschluss von 1632 wurden alle Volkswerbungen für die beiden Kriegsparteien — auch die Schweden hatten sich lebhaft um schweizerische Hülfe bemüht — gänzlich abbestellt, und auch der Durchpass durch die eidgenössischen Lande den kaiserlichen wie

den schwedischen Heeren geschlossen. So trostlos die innern Zustände der Schweiz in diesen trüben Zeiten waren, so feindselig und kampfbereit die Parteien auf Piket standen, — gegenüber der von aussen drohenden Gefahr, fanden sie sich doch wieder zur gemeinsamen Abwehr zusammen. In diese Zeit des dreissigjährigen Kriegs fällt denn auch die Errichtung des *Defensionale,* das eine unter gemeinsamem Kriegsrat stehende Armee zum Schutz der Grenzen schuf, und dessen erster Entwurf den berühmten General *Hans Ludwig von Erlach von Kastelen* zum Vater hatte. Es verhielt sich damals mit den Eidgenossen so, wie sich einst ein Schweizer in Feldkirch äusserte: „Es ist umb ein Eidgenossenschaft wie umb eelüth, wyb und mann, denn wie übel die uneins werdent, wann ihnen darzwischen eine Sau in garten lüffe, sie nähment stecken und bängel und jagtend die sau darus und wurdent wohl wieder eins.“

Während des 30jährigen Krieges fanden also keinerlei Volksaufbrüche nach Oesterreich statt. Dafür sehen wir in Oesterreichs Heeren einzelne schweizerische Truppenführer von hervorragender Bedeutung. Da war *Hans Heinrich Escher von Glas,* Spross einer zum Katholizismus übergetretenen und ausgewanderten Zürcherfamilie, der 1633 als Regimentsoberst die Veste *Villingen* gegen den gefürchtetsten schwedischen Feldherrn, den Weimarer *Herzog Bernhard,* mit Erfolg verteidigte. Da war der aus Schaffhausen stammende *Adam Heinrich Keller,* der 1631 als Kommandant der Zitadelle von *Würzburg* den dieselbe berennenden Schweden heldenmütigen Widerstand leistete, aber den Fall der Festung doch nicht hindern konnte. Da war der Urner, *Peregrin Zweyer,* der in der *Prager* Schlacht (1620), und später (1630) bei der Belagerung von *Mantua* mit Auszeichnung focht; in der Folge erwarb er sich bei der Durchführung der reglementarischen Aenderungen, welche durch die berühmt gewordene schwedische Taktik für die österreichische Armee nötig geworden, grosse Verdienste und avancierte dann zum Feldmarschalllieutenant. Später führte er ein Schweizer-Regiment in spanischen Diensten. — Da waren ferner zwei Bündner, *Hans Wolf von Salis-Soglio,* der von *Tilly* im

Frühjahr von 1632 auf dessen Sterbebett zum Kommandanten von *Ingolstadt* ernannt, die Stürme *Gustav Adolfs* tapfer zurückwies und später mit seinem Regiment sich so rühmlich hervortat, dass der Kaiser befahl: „das Regiment Salis müsse als meritirt und wohlverdient bei der bevorstehenden Austeilung der Winterquartiere vor Andern bedacht und bestmöglichermassen accommodirt werden.“ Kurze Zeit darauf wurde er kaiserlicher Feldzeugmeister, geriet dann aber in Kriegsgefangenschaft und starb 1640 in derselben. Sein Landsmann, Generalwachtmeister *Jakob von Salis-Zellerina,* der unter dem berühmten *Johann von Werth* als Regimentschef diente, fiel später, 1659, bei der Belagerung von *Stettin,* von einer schwedischen Kanonenkugel getroffen.

Eine eigentümliche Figur ist der Freiburger *Peter König.* Sohn eines Schreibers oder Schneiders, wählte er mit 26 Jahren mit zwei Brüdern den Beruf des Reisläufers. Zunächst gingen sie in venetianischen Dienst. Was sie sich dort vorab erwarben, war der Zuname „Mohr“, wahrscheinlich aus einem Feldzug nach Morea. Als der Rat von Freiburg diesen Dienst bei einer Macht, die damals gegen das mit der Schweiz durch die Erbbereinigung verbündete Oesterreich in Fehde stand, für unzulässig bezeichnete, gingen die Brüder zu der Partei über, die sie bisher bekämpft hatten; ein Wechsel, der damals nichts Befremdendes hatte, — zu Oesterreich. Beim Regiment *Collalto* wurde Peter Hauptmann, Major und Oberst. Er soll sich in der Schlacht *am weissen Berg* (Prag) und später in Ungarn und andern Provinzen ausgezeichnet haben. Bei diesem Regiment, das nach dem Zeugnisse des Oberfeldherrn *Wallenstein,* selber infolge seiner Erpressungen und seiner Raublust, „wie sie bishero nit erhöret worden“, eines ganz schlechten Rufes genoss, hatten Peter und seine Brüder reichliche Gelegenheit, ein Organ auszubilden, das sich bei den Reisläuferoffizieren immer besonders entwicklungsfähig gezeigt hat, das des Erwerbssinnes, und die rücksichtslose Fähigkeit, diesem Trieb Befriedigung zu verschaffen. In wenigen Jahren rafften sie soviel Geld zusammen, dass sie im Kanton Freiburg vier Herrschaften und ferner ein Salzbergwerk in der Freigrafschaft

Burgund kaufen konnten. Ausserdem führte Peter, der immer namentlich die Freuden der Tafel besonders zu schätzen wusste und sich, um nach seinen Kriegstaten „ein wenig auszuruhen“, längere Zeit am Wiener Hof und einem ebenfalls erworbenen Schloss in Mähren aufhielt, ein solches Wohlleben, dass sich der Rat von Freiburg veranlasst fühlte, ihm ernste Mahnungen zukommen zu lassen; nebenbei ein Beweis, wie sehr die Kantone es sich angelegen sein liessen, ihre Mitbürger in fremden Diensten zu überwachen. Bei Wallenstein, der übrigens auch von Königs militärischem Obern, *Collalto,* nicht viel hielt, — er sei „ein grosser Practico, aber kein Soldat“, — stand König nicht in Gunsten. Er nennt ihn einen „boshaften Intriganten, der jederzeit vielseitige lose Händel vorgehabt“. — 1630 befanden sich die Brüder König bei einer Armee von 30,000 Mann, die Graf Collalto durch Bünden nach Italien führte, um im Mantuanischen Erbfolgekrieg die Veste *Mantua* dem Kaiser zu gewinnen. Schon beim Marsch bewährten diese Truppen ihren alten Ruf. Eine räuberische Horde, verbreiteten sie selbst in Freundesland unsägliches Elend, nach Italien brachten sie die Pest, und nach der Einnahme Mantuas plünderten sie die Stadt mit Einschluss des herzoglichen Pallasts in schamlosester und grausamster Weise. Ein guter Teil der erbeuteten Reichtümer fiel den Freiburger Brüdern zu.

Mittlerweile war der Kaiser genötigt geworden, infolge der heftigen Anklagen, die auf dem Regensburger Reichstag gegen seinen Feldherrn Wallenstein erhoben wurden, diesen zu entlassen. König, der, wie viele einsichtigere Offiziere der kaiserlichen Armee, annahm, dass mit Wallensteins Sturz auch ihr Stern erbleichen möchte, kam um seine Dienstentlassung ein. Sie wurde ihm nicht gewährt, wohl aber erhob der Kaiser die beiden Brüder unter schmeichelhafter Anerkennung ihrer Verdienste in den Freiherrenstand, unter Verleihung eines Wappens mit dem Mohrenkopf.

Als nach Vernichtung der Armee Tillys Wallenstein wieder zu Gnaden angenommen und mit der Bildung eines neuen Heeres betraut wurde, beteiligte sich Peter König bei dieser Organisation. Als die Schweden gegen den Bodensee

vordrangen, wurde er, 1632, an der Spitze eines Korps zum Gouverneur des wichtigen Platzes *Lindau* ernannt. Seine Stellung war keine leichte. Die Verproviantierung des Platzes machte trotz fortwährender Schwächung der Besatzung grosse Schwierigkeiten und konnte nur durch Erpressungen und mit grosser Härte durchgeführte Requisitionen und Erhebung von Kriegssteuern zustande gebracht werden. Eine eigentliche Berennung des Platzes fand nicht statt, aber König musste sich des Andringens der Feinde durch fortwährende Ausfälle und Offensivstösse mit seiner immer mehr schwindenden Mannschaft erwehren. Eine seiner hervorragenderen Taten ist die Erstürmung der mit grosser Hartnäckigkeit und Tapferkeit verteidigten Stadt *Kempten.* Das Schicksal des überwundenen Platzes war ein furchtbares, das gleiche, das den unglücklichen *Magdeburgern* durch *Tilly* vor zwei Jahren zuteil geworden war.

Wiederholt versuchte König im Auftrag des Kaisers die katholischen Stände zu bewegen, ihm Werbungen zu gestatten. Nicht mit Erfolg. Die Kantone liessen sich sogar durch den beweglichen Hinweis Königs auf die Gefährdung der katholischen Interessen nicht rühren. Sie kannten wohl ihren Mann, dem es offensichtlich nur darum zu tun war, die lieben Landsleute mit seinen frommen Worten für seine rein materiellen Vorteile günstig zu stimmen. Sogar die wertvolle Zusicherung trug nichts ab: er wolle, wenn man ihm wenigstens die heimliche Werbung gestatte, „etlich Kerlen aus der katholischen Schweiz in der Artolerie unterrichten lassen“. Wallenstein verhielt sich gegenüber diesen Werbeversuchen sehr kühl. Er habe nichts gegen das Werben von Schweizern, sofern sie der kaiserlichen Majestät *wie Andere* bei der Armada dienen wollen. Da sie aber immer pünktlich bezahlt sein wollen, bares Geld aber nicht vorhanden sei, erscheine es ihm in keiner Weise ratsam, sich mit ihnen einzulassen. — „Die Andern“, welche in Wallensteins Armada dienten, liessen sich aber mit ihren Soldansprüchen auf Requisitionen und Plündern anweisen. Der Soldat verfuhr nach dem Rezept des Kürassiers in Wallensteins Lager:

„Etwas muss er sein Eigen nennen,
Oder der Mensch wird morden und brennen.“

Dass den Schweizersöldnern diese Liquidationsart wider den Strich ging, dass sie sich lieber an ihren Soldherrn hielten als an „Bürger und Bauern“, gereicht ihnen gewiss nicht zur Unehre. Und es ist wohl nicht zufällig, dass einer der Soldaten in Schillers unsterblicher Dichtung, die sich über das Wallensteinische Raubsystem missbilligend aussprechen und die deshalb von den Andern als Gevatter Schneider und Handschuhmacher gescholten werden, ein Arkebusier, „aus der Schwitz“ stammt.

Offiziell geworbene Schweizer erhielt der Gouverneur von Lindau nicht; wohl aber liefen ihm andere zu, doch die fanden ihre Rechnung nicht. Ein Luzerner klagt jämmerlich in einem an den Schultheiss seiner Vaterstadt gerichteten Brief. „Was den Krieg anbetrifft, kann ich nicht viel Guts schreiben. Denn das ist ein Krieg, dass Keiner weder Ehr noch Gut kann überkommen. Man gat mit uns um, dass zu erbarmen ist. Die fürnehmsten Officier gand heim und land uns hocken. Etlich rissen us, aber man verwitscht sie mithinen, dann lat man sie gestracks henken. Und weren alle Schwitzer gern heim. Derowegen ist unsere fründliche Bitt, Ihr wellend verschaffen, dass wir heim und ledig könnten werden, damit wir unsern Wib und Kindern könnten verholfen sin. Hie ist nichts zu erübrigen, man gibt uns allerdingen kein Gält. Wir münd uns mit dem ruchen Kumis behelfen, welcher gar schlecht ist. Wir müend alle andere Nacht wachen und am andern Tag trüllen, und alle Tag *mit dem Hungertuch in der ganzen Stadt umherplampen* etc.“

Im Dezember 1633 beging König eine Gewalttat, die seiner Herrschaft ein Ende machte. Einem ihm feindlich gesinnten kaiserlichen Obersten, der ihn als mit den Schweden konspirierenden Verräter denunziert hatte, liess er bei einem Wirtshaus vor der Stadt durch eine Bande, die ihn ermorden sollte, auflauern. Zwei Begleiter des Bedrohten wurden erwürgt, er selber aber entwich und nahm dann König samt seinem Stab gefangen. Der Gouverneur wurde nach durchgeführtem Prozess zum Tode verurteilt. Man nahm als erwiesen an, dass er gegen Zahlung einer ansehnlichen Summe Lindau, Bregenz und Konstanz dem Feinde habe ausliefern wollen

und dass er den erwähnten mörderischen Ueberfall geplant habe. Das Urteil wurde nicht vollstreckt. Die Anklage wurde durch eine zweite, durch den Kaiser veranlasste Untersuchung als eine grundlose dargetan. Und was den Mordanfall betrifft, der doch die Tötung zweier schuldloser Offiziere zur Folge gehabt, so wurde er, da König nichts wider die Treue gegen den Kaiser oder das Haus Oesterreich verbrochen habe, als lässliche Sünde angesehen, und dem König auf Fürbitte der fünf katholischen Orte alle Strafe erlassen (1634). Er kehrte als gefeierter und hochgeehrter grand Seigneur in seine Vaterstadt Freiburg zurück, deren Schultheissenstuhl er einige Jahre später (1643) bestieg, nachdem er den österreichischen Dienst definitiv verlassen hatte. Noch im Jahr 1640 hatte ihn der Kaiser zum Kammerherrn und Generalmajor befördert. Vier Jahre vorher hatte König versucht, bei Oesterreichs Erbfeind, Frankreich, anzukommen, indem er die Vorteile, die dieser Staat aus seinen Diensten ziehen könnte, mit grossen Anpreisungen hervorhob. Herzog *Heinrich Rohan,* dessen Gutachten über das Anerbieten war eingeholt worden, riet dringend ab. Auf seine Landsleute sei König ohne Einfluss. Er sei unbeständig und habe bei dem ganzen Projekt wohl nur die Absicht, den österreichischen Ministern weiss zu machen, der König von Frankreich bewerbe sich um seine Dienste. Speziell im Veltlin würde er nichts nützen. Als leichtfertiger, veränderlicher Mann könnte er von kaiserlichen oder spanischen Parteigängern leicht bestochen werden. Da Jedermann König für eitel, treu- und mutlos halte, verspreche er sich von der Hülfe dieses Mannes nicht viel. Er, Rohan, wünsche allerdings eine Verstärkung seiner Armee, aber nicht durch die Truppen Königs; denn diese würden in Bünden Alles ruinieren. Infolge dieser Auskunft verzichtete Frankreich auf Königs Dienste. — 1647 starb er. Die bedeutenden Reichtümer, die er auf seinen Kriegsfahrten zusammengerafft, hatte er in verschwenderischem Wohlleben aufgehen lassen. „Il mourut criblé de dettes“, schreibt ein Freiburger Historiker.

Das Reislaufen hatte es an sich, dass es gewisse gute, wie gewisse unedle Eigenschaften des Mannes zu besonderer Ent-

wicklung brachte. Auf der einen Seite die soldatischen Tugenden: Kühnheit, Disziplin, Trotz gegen leibliches Ungemach, hingebende Treue an den Kriegsherrn und die Fahne, der er zugeschworen, und festes Zusammenhalten mit den Kameraden hohen und niedern Ranges. Auf der andern Gier nach Gewinn, Brutalität, niedrige Streberei, Prahl- und Prunksucht. Ein ergötzliches Bild des bramarbasierenden Glückssoldaten im 30jährigen Krieg zeichnet uns ein Dichter jener Zeit, *Andreas Gryphius,* in seinem Lustspiel *Horribilicribrifax,* in welchem zwei solcher Bramarbasse, reformierte (entlassene) Hauptleute: Horribilicribrifax Donnerkeil und Daradiridatumtarides Wandbrecher von Tausendmord, sich antreffen und anrempeln und zuletzt von einem Dritten durchgeprügelt werden). Je nach dem Standpunkt, auf den man sich bei der Beurteilung der Reisläuferei gestellt, betonte man die eine oder die andere Seite; die guten und die unedlen Qualitäten werden sich wohl bei Vielen der Söldner die Wage gehalten haben. König stellt einen Typus derjenigen dar, bei denen die schlechten vorwogen. Dass er gerade „mutlos“ war, wie Rohan ihn taxiert, mag fraglich sein. Dagegen erscheint er als roher Glücksjäger. Weniger hervorragender Soldat, als geriebener Intrigant, wusste er Gunst und Wohlwollen des obersten Kriegsherren sich auch dann noch zu sichern, wenn ihm der Versuch nachgewiesen war, seinen Gegner durch Meuchelmord aus dem Wege zu räumen. Durch Erpressungen und Plünderungen raffte er reiche Schätze zusammen, die es ihm möglich machten, ein üppiges Wohlleben zu führen und die ausserdem bei seinen Landsleuten ihm hohe Ehren und Würden verschafften. Aber seine Untergebenen behandelte er hart und liess sie darben, „mit dem Hungertuch herumplampen“. Wie anders andere schweizerische Söldnerführer, von denen die Geschichte erzählt, dass sie ihre Habe veräusserten und die Ehre einsetzten, um ihren in die Not geratenen Untergebenen Sold und Brot zu verschaffen. „Er (König) hat nichts Edles und erscheint in keinem Lebensakte gross, er hat wenig Würde“, sagt sein Biograph.[1]) Es war am Platz, von ihm, als von einem Urbild des Schweizertroupiers minderer Sorte, ausführlicher zu reden.

[1]) Th. v. Liebenau, Kathol. Blätter 1889.

Hans Rudolf Werdmüller.

Zwei mächtige Feinde waren es, welche in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts Oesterreich in Atem hielten: Die Türken und die Franzosen. Die wiederholten Versuche Kaiser *Leopolds,* gegen die erstern Schweizerregimenter zu werben, blieben erfolglos. Die Tagsatzung begnügte sich, zum Kampf wider den Erbfeind der Christenheit durch wiederholte Schenkung eines grössern Quantums Pulver beizutragen. Auch im ersten der Kriege, den Oesterreich im Verein mit Holland, Brandenburg und Spanien gegen die Eroberungspolitik Ludwigs XIV. führte (1672—1678), finden wir in seiner Armee keine Schweizerregimenter, wohl aber einen einzelnen Kriegsmann, der unter den schweizerischen Reisläufern einen ganz hervorragenden Platz einnimmt, den Feldmarschall - Lieutenant *Hans Rudolf Werdmüller* von Zürich. Auch er gehört zu denjenigen, welche „die Natur aus gröberem Stoffe schuf", — eine Gestalt, für welche etwa der Sympathie haben mag, welcher für die Helden der italienischen Renaissance schwärmt. Sein einziger Leitstern war der eigene Vorteil, und den verstand er mit kältester Rücksichtslosigkeit und eisernem Willen zu fördern. Je nachdem es ihm passt, dient er seinem Vaterland oder steht er auf dem Punkt, ihm untreu zu werden, spielt er den eifrigen Protestanten, verrät er sich als Freigeist, oder wird er Katholik. Aber er war ein Mann von grossen Geistesgaben, und in bezug auf militärisches Können darf man ihn zu den ausgezeichneteren Führern seiner Zeit zählen. Eine sorgfältige Erziehung und die Zugehörigkeit zu einem angesehenen Geschlecht erleichterten es ihm schon beizeiten, Karriere zu machen. Seine Beziehungen zu einem der hervorragenderen Schweizeroffiziere jener Zeit — er war der Stiefsohn des Zürcher Obersten *Schmid,* der im zweiten Veltlinerkrieg ein Regiment geführt hatte — begeisterten ihn speziell für die militärische Laufbahn und ebneten ihm die Wege dafür. Zunächst diente er im schwedischen Heer unter General *Horn;* als dieser aber in der Nördlingerschlacht (1634) kriegsgefangen wurde, verliess er es. Mit seines Stiefvaters Regiment ging er dann ins Veltlin, wo er sich bald beim Oberfeldherrn, dem Herzog

Rohan, in Gunst zu setzen wusste. Diese Gunst hätte er gerne benützt, um bei Frankreich, dem Eldorado der schweizerischen Söldner, anzukommen. Als das nicht gelang, stellte er seinen Degen neuerdings den Schweden zur Verfügung, bei denen er, in der Armee *Torstensons,* bis gegen das Ende des dreissigjährigen Krieges blieb, zunächst als Generaladjudant der Artillerie, später als Führer einer Brigade. Er zeichnete sich aus, durch kriegerische Tüchtigkeit wie durch die Befähigung mittelst harter Erpressungen seine irdischen Güter ansehnlich zu vermehren. 1647 befahl ihm der Rat von Zürich, seine Entlassung zu nehmen; durch Frankreichs zunehmende Uebermacht beunruhigt, suchte diese Behörde alles zu vermeiden, was Oesterreich missstimmen konnte, und besann sich plötzlich, dass das Verbleiben eines ihrer Bürger in schwedischem Dienst dem klaren Wortlaut der Erbeinigung zuwiderlaufe. Werdmüller kehrte also zurück, um alsbald an der Spitze eines von Venedig geworbenen Regiments nach der Lagunenstadt abzugehen. 1651 ging er nach Zürich zurück und kaufte aus den von ihm zusammengerafften Reichtümern die Halbinsel Au bei Wädenswil, um dort einen glänzenden Haushalt zu führen und in aller Behaglichkeit seinen Neigungen zum Wohlleben zu fröhnen. Seine Gepflogenheiten und die Gesellschaft junger Mohrensklaven, die er von Venedig gebracht, schufen ihm beim Landvolk den Ruf, er stehe mit dem Teufel im Bunde. Diesen Wahn den Leuten zu benehmen, fiel ihm nicht ein, vielmehr nährte er ihn durch allerlei Faxen, und erreichte damit, sie vom Einbrechen in seine Pflanzungen, vor Obstdiebstählen und andern Schädigungen zurückzuschrecken.

Im Bauernkrieg von 1653 führte er, unter dem Oberbefehl seines Verwandten, *Konrad Werdmüller,* die Vorhut, in einer Weise, die seinen im dreissigjährigen Krieg erlernten Angewöhnungen alle Ehre machte. So übergab er noch auf dem Heimmarsch das Dorf Entfelden „us geringer Ursach“ seinen Soldaten zur Plünderung. — Bei den Parteiungen seiner Vaterstadt — der französischen stand eine spanische gegenüber — trat er der erstern bei, bei welcher Gelegenheit er natürlich auf Erhaschen einer hohen Stellung in

Frankreich hoffte. Auf eigene Faust reiste er 1655 nach Paris und ritt als vornehmer Cavalier mit berittenem Gefolge in der Hauptstadt ein, wo er sich, mit Empfehlungen des französischen Gesandten versehen, dem Hof als Haupt der französischen Partei in Zürich vorstellte. Was er zunächst erlangte, war ein Generallieutenantspatent, und, neben andern Kostbarkeiten, der Orden des Sankt Michael, eine schwere, goldene Kette, die er sich, in einer Kirche auf beiden Knien liegend, über den Hals werfen liess. Das Kommando über die Schweizergarde, nach dem er trachtete, erhielt er nicht, wohl aber die Vertröstung auf den Besitz eines nach Abschluss des Bündnisses mit den Kantonen zu errichtenden Regiments. Doch wurde ihm eine Anstellung bei der Armee in Flandern unter *Turenne* zugesagt und er sogar als dessen Stellvertreter bezeichnet. — Bevor er diese Stelle antreten konnte, wurde er heimberufen, um in dem anfangs 1656 ausgebrochenen Vilmergerkrieg die Führung der Zürchertruppen zu übernehmen. Er holte sich aber in diesem Feldzug keine Lorbeeren. Er hatte geprahlt, wenn er Rapperswil in 24 Stunden nicht einnehme, möge man ihn an den höchsten Galgen henken. Unverrichteter Dinge musste er wieder abziehen. Mit brausendem Jubel hatten die Zürcher seine Armada in buntbewimpelten Schiffen abfahren sehen; verstummt und missmutig sahen sie „die Böggenflotte“ ohne Sang und Klang wieder in den Hafen einlaufen. Sie waren sehr verstimmt über ihren General. Von seiner Erlaubnis, ihn aufzuhängen, machten sie zwar keinen Gebrauch, aber sie hingen ihm einen bösartigen Prozess an.

Solange er den Erfolg für sich gehabt, durfte er ungestraft und ungefährdet bei den Seebuben als Teufelsbanner gelten. Nun er aber als Geschlagener heimkam, besann man sich wieder auf die Sache und erhob die Klage, er sei ein Gotteslästerer, Zauberer und Verbündeter des Teufels. Eine solche Anklage war in der damaligen Zeit höchst gefährlich; viel gefährlicher als der ihm weiter gemachte Vorhalt der Annahme fremder Gnadengeschenke; denn in diesem Spittel waren zu viele unter seinen Richtern krank.

Werdmüller fand für gut, sich auf französisches Gebiet

zu verziehen, wo er, von Gefühlen der Rache gegen Zürich erfüllt, den massgebenden Persönlichkeiten hochverräterische Ratschläge zur Vergewaltigung des Vaterlandes erteilte. Indessen kam der Bund Zürichs mit Frankreich trotz den Gegenbemühungen der spanischen Partei zustande, der König bedurfte Werdmüllers und seiner guten Räte nicht mehr und beschränkte sich darauf, sich in gebieterischem Ton bei der Zürcher Regierung für seine Lossprechung zu verwenden. Werdmüller wurde gleichwohl verurteilt und zwar zur Einstellung in seiner Ratswürde bis zur Erneuerungswahl und zur Zahlung einer Busse von 1200 Pfund. Ferner musste er vor dem Kirchenrat mit Erkenntnis seines Fehlers ein Glaubensbekenntnis ablegen und sich von den Pfarrherren „die Notdurft zusprechen lassen". Bei der nächsten Ratswahl fiel er durch. In Zürich war sein Stern verblichen, und nur im Ausland noch für ihn etwas zu holen. Aber in Frankreich, an das er naturgemäss zuerst dachte, war ihm die Karriere ebenfalls verschlossen. Auf dem flandrischen Kriegsschauplatz gelang es ihm nicht, die Gunst *Turennes,* seines Feldherrn, zu erwerben und in den höchsten Regionen war er nicht mehr in Gnade. Ein Regiment konnte er nicht bekommen, von einer ihm verliehenen Gardekompagnie wurde im die Hälfte weggenommen und schliesslich stellte man ihn durch Ernennung zum Kommandanten des Schlosses *If* kalt, welches hauptsächlich als Verhaftsanstalt für junge Taugenichtse aus Marseille diente. Erbittert verliess er nach drei Jahren den französischen Dienst. Er wollte nunmehr beim Kaiser von Oesterreich, *Leopold I.,* sein Glück versuchen, und tat die hiezu geeigneten Schritte. Durch Uebertritt zum Katholizismus gewann er die Gunst des allmächtigen kaiserlichen Beichtvaters, des Kapuzinerpaters *Emerich.* Zunächst aber trat er noch einmal in venezianischen Dienst als Generallieutenant der Artillerie. Darin blieb er von 1663—1670. In einem auf der Insel *Kandia* gegen die Türken geführten Feldzuge machte er sich ebenso durch gute militärische Leistungen, als durch Unverträglichkeit und fortwährende Zänkereien mit seinen Mitbefehlshabern bekannt. In Venedig hielt er, wie gewohnt, glänzendes Haus, geriet in Geldnöte, mit der Eintrei-

bung der ihm durch die venezianische Republik geschuldeten Beträge ging es langwierig und mühsam, und so war es ihm sehr gelegen, dass nach manchen mündlichen und schriftlichen Supplikationen und Verwendungen der österreichische Hof ihm zuerst ein Wartgeld und dann — 1673 eine Stelle als Feldmarschalllieutenant mit 6000 Gulden Gehalt gewährte. Dabei wurde aber seinen Wünschen nur teilweise entsprochen. Er selber hatte in einer Eingabe an den Hofkriegsrat bescheiden Anspruch erhoben auf die Würde eines Feldzeugmeisters (die zweithöchste Stelle in der österreichischen Armee) und auf die Inhaberschaft eines Regiments, dessen Einkommen auf 10—12,000 Gulden geschätzt wurde. Weder das eine noch das andere erhielt er. Ueberhaupt gab man ihm in Wien bald zu verstehen, dass er nicht in so hohem Ton wie in Venedig von sich reden, dass er sich nicht das Ansehen geben dürfe, sich bitten zu lassen. Hier heisse es: Bittet, so wird euch gegeben.

1672 hatte Ludwig XIV. seinen sog. zweiten Raubkrieg gegen Holland eröffnet und im Sommer des folgenden Jahres erklärte Oesterreich seinerseits Frankreich den Krieg. Eine Armee von 25,000 Mann rückte an den Oberrhein, um gegen das im Elsass stehende Heer *Turennes* zu operieren. Es stand unter Befehl des erprobten kaiserlichen Feldherrn *Montecuculi* und diesem war Werdmüller zugeteilt. Der Feldzug dieses und der folgenden Jahre gab ihm Gelegenheit, seine hervorragenden kriegerischen Eigenschaften in glänzender Weise und nach allen Richtungen zu betätigen, auf dem Schlachtfeld wie bei Belagerungen, namentlich derjenigen von *Philippsburg* (auf der rechten Rheinseite, unterhalb Karlsruhe). Das haben sein damaliger Obergeneral, wie sein früherer und jetziger Gegner, Turenne, anerkannt, während viele seiner Mitfeldherren, mit denen er vielleicht nicht ganz ohne seine Schuld in beständigem Hader lebte, alles taten, um seine Verdienste in Schatten zu stellen, und ihm mit Kränkungen und Ränken das Leben sauer zu machen. Werdmüller aber war nicht der Mann, der, wie man sagt, auf seinem Rükken Pfähle spitzen liess. Er ging zum Gegenangriff über und führte einmal in einer Immediateingabe an den Kaiser

schwere Klagen gegen einzelne seiner Vorgesetzten. Sie seien „aufrührerische, schalkhafte, unverschämte Männer“, die sich durch unerlaubte Mittel einen Anhang zu verschaffen suchen; im Verkehr rohe, feige und ungeschickte Leute. Fürsten und grosse Herren taugen nicht zu Generalen, sie suchen mehr ihr eigenes Interesse, als das des Herrn. Geschehe ein Fehler, so müsse man ihn vertuschen, und so erhalte der Kaiser unwahre Berichte. — Dass der General infolge dieser Denkschrift nicht sofort in Ungnade fiel, mag er wohl der Gunst Montecuculis verdanken. Dagegen gelang es ihm nicht, die Ziele zu erreichen, die er stets im Auge behielt: Beförderung und Besitz eines Regiments. Viel zu diesen unerquicklichen Verhältnissen mag verschiedene Lebensweise beigetragen haben. Bei der kaiserlichen Generalität war das Leben im Feld noch vornehmer als in Wien. Es fand ein grosser Aufwand in Kleidung, Mahlzeiten und am Spieltisch statt. Werdmüller, der solchem Aufwand bekanntlich früher auch nicht abgeneigt war, gedachte diesmal den Krieg nicht gleich einer Lustpartie abzumachen, sondern widmete sich dem Dienst mit ungeteiltem Eifer. Auf dem Marsch und im Lager befand er sich immer bei den Truppen in einfachem Kleid und gewann sich das Vertrauen der Offiziere und Mannschaften. Seine Person der Gefahr auszusetzen, scheute er sich nicht. „Er tue das nur“, hielten seine Kollegen ihm vor, „um andere Generale zu nötigen, sich totschiessen zu lassen, da nicht jeder, wie er, die Kunst besitze, die Kugeln von sich abzuwenden“. In einer Gesellschaft von Generälen legte man ihm die Frage vor, ob ein General schuldig sei, sich Tag und Nacht in den Laufgräben der Gefahr auszusetzen. Treffend war seine Antwort: „Alle Sachen in der Welt bestehen in der Imagination. Ein Furchtsamer fürchtet Alles und macht hundert Konsiderationen, wo keine zu machen ist. Ein Herzhafter fürchtet nichts und macht keine Konsideration, wo er viel hundert machen sollte. Ich halte es mit dem Spruch: Dem Kühnen hilft das Glück. Wenn einer bei seinem Beruf bleibt, steht Gott ihm bei in Allem; wenn aber einer aus Furcht vor einer Gefahr Gott aus den Jahren laufen will, wird er wie Jonas, dem Walfisch zu Teil.“ Und auf den Vorhalt, er habe sich kugelfest

gemacht: „Möchten alle Soldaten das von ihren Führern glauben.“ Diesen Vorwurf musste er sogar von seinem Gönner, dem Pater Emerich hören, wie denn die Jesuiten und Kapuziner in Wien nicht weniger um seinen christlichen Lebenswandel und sein Seelenheil besorgt waren, als die Zürcherprädikanten. Der General, der es mit der Geistlichkeit beileibe nicht verderben wollte, rechtfertigte sich, er berief sich auf seinen Beichtvater und bat, der Obergeneral der Kapuziner möge einen frommen, gelehrten Mann schicken, der ihn kontrollieren und über alle seine Handlungen berichten möge. — Was uns an seiner Kriegführung tadelnswert erscheint, war eine gewisse wilde Grausamkeit, die ihm vom dreissigjährigen Krieg her noch anhaften mochte. Feindliche Soldaten, die einen Platz hartnäckig verteidigt hatten, nach der Uebergabe zusammenhauen zu lassen, machte ihm unter Umständen wenig Bedenken. Er selber fasste dergleichen auf als gerechte Wiedervergeltung für die von den Franzosen Ludwigs XIV. praktizierten Rohheiten.

Werdmüller erlebte das Ende des Feldzuges nicht. Im Dezember 1677 erlag er in *Villingen,* 64 Jahre alt, einem plötzlichen Krankheitsanfall. Der Arzt, der die Sektion der Leiche vornahm, erklärte, es habe eine Uebergiessung der Galle stattgefunden, welche durch den vielfachen Zorn über den schlechten Fortgang der kaiserlichen Waffen möge verursacht worden sein. Für den alten Kriegsmann selber waren die letzten Jahre die glänzendsten und erfolgreichsten in seiner Laufbahn gewesen.[1])

Schweizerregimenter in den spanischen, polnischen und österreichischen Erbfolgekriegen. — Heinrich Bürkli. — Hieronymus von Erlach.

In der Erbeinigung von 1477 hatten die Eidgenossen sich verpflichtet, Oesterreich angemessene kriegerische Unterstützung wider Feinde in den österreichischen Vorlanden zu leisten. In der Erfüllung dieser Leistung waren sie bisher mit

[1]) In vorstehender Darstellung sind wir im Wesentlichen der Arbeit W. Meyer-Ott's im Neujahrsblatt der Zürcher Feuerwerkergesellschaft von 1874 gefolgt.

Rücksicht auf ihre Neutralitätspolitik sehr zurückhaltend gewesen. Nun, da in einem, 1688 durch Ludwig XIV. neu eröffneten Raub- und Eroberungskrieg Oesterreich mit seinen frühern Bundesgenossen neuerdings dem ländergierigen König sich gegenüberstellte, und durch das gegen den Oberrhein sich heranziehende Kriegsungewitter seine dortigen Gebiete, das Breisgau und die Waldstätte bedroht wurden, verstanden sich die Schweizer, d. h. die protestantischen Kantone Zürich, Bern, Schaffhausen und Appenzell zur Intervention. Sie gestatteten 1691 die Werbung eines Regiments von 1700 Mann, das zur Deckung der erwähnten Gebiete dienen sollte. Es bestand aus zwei Bataillonen, deren jedes fünf Kompagnien von 170 Mann zählte. Ihre Kadres bildeten je ein Hauptmann, Hauptmann-Stellvertreter, Lieutenant, Fähnrich, Feldweibel, drei Wachtmeister, je ein Waffenunteroffizier, Fourier, Fahnenträger, je sechs Korporälen und Gefreite, ein Chirurg, ein Sekretär. Ferner gehörten zur Kompagnie vier Tambouren, ein Pfeifer, ein Markedender, 16 Grenadiere, 24 Hellebardiere oder Pikeniere und 98 Gewehrtragende. Der Regimentsstab setzte sich zusammen aus Oberst, Oberstlieutenant und Major, jeder Inhaber einer Kompagnie; Quartiermeister, Feldprediger, Oberchirurg, Tambourmajor, Profoss; jedes Bataillon hatte einen Sergentmajor und die Uniform bestand in grauem Tuchrock mit versilberten Knöpfen; Aufschläge, Futter, Weste, Beinkleider und Strümpfe rot; silbergarnierter Hut; Oberst, Oberstlieutenant und Füsilierhauptleute trugen ein acht Schuh langes Esponton; die übrigen Offiziere, ausgenommen die den Hellebardieren zugeteilten, und die Grenadierwachtmeister Bajonnetflinten; die andern Unteroffiziere führten Hellebarden und Säbel. Für den Felddienst wurden sämtliche Grenadiere des Bataillons zu je einer Kompagnie formiert, kommandiert durch den ältesten Hauptmann - Stellvertreter des Bataillons und eingeteilt in fünf, durch besondere Unteroffiziere geführte Rotten. In gleicher Weise waren zwei Hellebardier-Kompagnien pro Regiment gebildet; diese führten die beiden jüngsten Hauptleute der Bataillone. Die Musketier- oder Füsilierkompagnien zählten nur vier Rotten.

Das Kommando des Regiments wurde einem Landsmann Werdmüllers übertragen, dem Obersten *Heinrich Bürkli* von Trüllikon. Wie Werdmüller, war er Kriegsmann und Reisläufer mit Leib und Seele. Als Kadett und Fähnrich in der französischen Schweizergarde machte er unter *Turenne* den Feldzug in Flandern mit (1666/68), ging dann 1668 an der Spitze einer in der Schweiz ungesetzlich geworbenen Freikompagnie zum Pfälzer Churfürsten, avancierte dort zum Oberstwachtmeister (Major) und leistete seinem Herrn in dem durch Ludwig XIV. gegen die Pfalz geführten Vernichtungskrieg, in dem das Heidelbergerschloss zerstört wurde, wesentliche Dienste.

Als dem Churfürsten infolge gänzlicher Verödung und Verelendung seines Landes die Mittel zum fernern Unterhalt fremder Truppen ausgingen, trat Bürkli mit seiner Freikompagnie 1689 in österreichischen Dienst, machte zunächst in Ungarn einen Kriegszug wider die Türken mit, und übernahm dann die Werbung des sog. „Eidgenössischen Schirmregiments zur Verteidigung der vier Waldstätte des obern Schwarzwalds und der Enden, sowie der vordern österreichischen Lande“, eine Werbung, welche namentlich in Zürich guten Erfolg hatte, da dieser Stand bei der Erbitterung, die gegen Ludwig XIV. wegen der Verwüstung der Pfalz und der Aufhebung des Edikts von Nantes herrschte, seine Truppen aus dem französischen Dienst heimberufen hatte. Starke Beschäftigung fand das Regiment nicht. Es blieb in dem ihm zum Schutz übergebenen Gebiet und kam nie zum Schlagen. Nach Abschluss des Friedens (von Ryswick 1697) wurde es entlassen und drei Jahre später traf das gleiche Geschick Bürklis Leibkompagnie, mit der er vor 32 Jahren ausgezogen war. — Indessen stieg Oberst Bürkli von Stufe zu Stufe. 1695 wurde er General-Feldwachtmeister (Generalmajor); 1699 ernannte ihn der Kaiser des h. römischen Reichs mit dem Zunamen „von Hochburg“, und ein Jahr später zum reichsunmittelbaren Freiherrn; während des spanischen Erbfolgekriegs, den er unter dem Markgrafen *Ludwig von Baden* mit Auszeichnung mitmachte, avancierte er zum Feldmarschall-Lieutenant und Feldzeugmeister, wurde Gou-

verneur der österreichischen vier Waldstätte und 1723 Generalfeldmarschall. Es ist das die höchste militärische Würde des österreichischen Heeres, die ausser ihm kein Schweizer bekleidet hat.

Diese glänzende Laufbahn verdankte Bürkli vorab seiner persönlichen Tüchtigkeit. Er verschmähte es, durch Uebertritt zum Katholizismus oder andere Hintertreppenkünste seinem Verdienst nachzuhelfen, und in dieser Beziehung steht er höher als sein Landsmann Werdmüller. Es ist übrigens hier zu sagen, dass seit Wallensteins Zeiten in Oesterreich, welches in allen bürgerlichen Verhältnissen der Intoleranzstaat par excellence war, protestantische Offiziere zu den hohen und höchsten Stellen gelangen konnten.

Seine letzten Lebensjahre brachte Bürkli in der Heimat zu, als Gerichtsherr von Trüllikon, wo er, nach dem im kaiserlichen Feldlager angenommenen Gepflogenheiten ein ziemlich üppiges Leben führte. Als guter Patriot — so wird ihm nachgesagt — liess er sich auch das Produkt der Trülliker Reben wacker schmecken. Und wenn er dabei vielleicht gelegentlich des Guten zuviel tat, so nahmen ihm das die Trülliker nicht übel. 1730 starb der alte tapfere Herr, 83 Jahre alt, „ein Fürst und Grosser in unserm eidgenössischen, zürcherischen und trüllikerischen Israel“, wie der Ortsgeistliche an seinem Grab feierlich ausrief.

1702 wurden zwei weitere Schweizerregimenter für Oesterreich geworben, dessen Menschenmaterial zur Führung des blutigen spanischen Erbfolgekrieges aufs äusserste in Anspruch genommen war. Das erste lieferten wieder die reformierten Kantone, ausser Zürich, das zweite die katholischen. Jedes bestand an 1080 Mann, eingeteilt in 12 Kompagnien zu 90 Mann; Bewaffnung, Uniform und Ausrüstung waren die gleichen wie beim Regiment Bürkli, nur fielen die Hellebardiere und Pikeniere weg, die um jene Zeit auch in der österreichischen Armee abgeschafft wurden. Der Monatssold bei allen drei Regimetern betrug 5 Taler, = ca. 15 Franken, etwas weniger als bei den Schweizersöldnern in Frankreich. — Oberst des reformierten Regiments war der Berner *Hieronymus von Erlach,* der in dem in französischem Dienst

stehenden Bernerrregiment im catalonischen Feldzug sich ausgezeichnet hatte. Er scheint ein tapferer Soldat gewesen zu sein, — bei seinem Regiment, das in den Waldstädten eine ziemlich untätige Defensivstellung einnahm, hielt er es nicht lange aus; à la suite der österreichischen Armee ging er ins Feuer und machte die Feldzüge von 1702, 1703 und 1704 am Oberrhein mit. Später wurde er mit diplomatischen Missionen betraut. Im übrigen vergass er nicht der Freundschaft für Frankreich, von dem er eine Pension bezog, und dem er alles mitteilte, was im kaiserlichen Kriegsrat — er wohnte diesem als Stabsoffizier bei — vorging. Der französische Gesandte schreibt von ihm: „Eine gute Haut, offen, herzlich ist dieser Erlach. Er bezieht viele und grosse Pensionen.“ Und ein andermal: „Erlach ist ein Spitzbube, von dem ich indessen Nutzen ziehe, weil er fürchten muss, sonst die Pensionen einzubüssen, die er und seine Familie beziehen. Er vertieft sich in Schulden im kaiserlichen Dienst. Da er 1706 uns ohne Nachricht liess, ward ihm in jenem Jahr die Pension gestrichen.“ Diese Massregelung scheint den wackern Mann zu neuem Eifer angespornt zu haben. Als 1709 der kaiserliche Feldherr *Mercy* von Rheinfelden aus mit kecker Verletzung der schweizerischen Neutralität bei Basel vorbei ins Sundgau rückte, um dort die Franzosen zu überfallen, war es Hieronymus, der den Plan rechtzeitig dem französischen Gesandten mitteilte und dadurch zwar nicht den Neutralitätsbruch verhinderte, aber doch veranlasste, dass die französischen Truppen auf der Hut waren und die Oesterreicher mit blutigen Köpfen heimschickten. Eine für die Schweiz verhängnisvolle Folge dieses Verrats war, dass nun der kühne Plan bernischer Staatsmänner, die Freigrafschaft Burgund zu erwerben, in die Brüche ging. Beizufügen ist, dass Bürkli, der Trülliker es war, welcher den Kaiserlichen den Weg durch das Schweizergebiet gezeigt und dadurch sein Vaterland in Ungelegenheit gebracht hatte. Seine Verrätereien scheinen übrigens Erlach beim Wienerhof nicht geschadet zu haben. Er ist Feldmarschall-Lieutenant und kaiserlicher Kämmerer geworden. 1715 verliess er den Dienst und beschloss sein Leben als bernischer Ratsherr in hohen

Ehren. Sein Nachfolger beim Regiment war sein früherer Major und Oberstlieutenant *Hanz Franz Tillier*. Der verhielt sich gegen die französischen Gelder gleichgültiger als sein Oberst. Einen Bestechungsversuch des Marschalls *Villars*, zur Uebergabe der Veste *Freiburg*, darin das Regiment in Garnison lag, brachte er dem Festungskommandanten sofort zur Anzeige. Bei einer spätern Belagerung der gleichen Stadt zeichnete er sich durch glänzende Führung eines Ausfalles aus. Noch vor und besonders nach der Entlassung des Regiments liess er sich in den ungarischen Türkenkriegen verwenden und wurde in der Folge zum österreichischen Feldmarschall-Lieutenant befördert.

Oberst des katholischen Regiments wurde der Schwyzer *Franz Leodegar Niederöst*, und nach dessen Tod, 1711, der Oberlieutenant *Franz Roman Diesbach* von Freiburg. Beide bekleideten ebenfalls hohe Chargen in der österreichischen Armee.

Die zwei Regimenter dienten meist als Garnisonen in den festen Plätzen der vorderösterreichischen Lande. So treffen wir sie in *Neuenburg* am Rhein; die Franzosen überfielen diesen Platz im Oktober 1702 und machten die schweizerische Besatzung von 300 Mann grösstenteils nieder. Und in Freiburg, bei dessen Belagerung im Jahr 1713 sich neben Tillier besonders ein *Oberlieutenant von Maillardoz* hervortat; bei der Kapitulation zog die Besatzung in voller Bewaffnung und in grosser Parade aus dem Tor.

1704 und 1708 wurde für den österreichischen Dienst je ein Bündnerbataillon von 800 Mann in vier Kompagnien geteilt, geworben und dann beide zu einem Regiment unter Oberst *Hans Anton von Buol* zusammengestellt. Im Gegensatz zu den erstgenannten drei Regimentern durfte es frei verwendet werden. Es diente am Rhein und in Italien und wurde 1714, nach dem Friedensschluss mit den Franzosen, wieder aufgelöst.

Nach Beendigung des spanischen Erbfolgekrieges erfreute sich Oesterreich eines zwanzigjährigen Friedens. 1734 brach ein neuer dynastischer Kampf aus, der am Rhein und in Italien ausgefochten wurde und drei Jahre dauerte. — Der

polnische Erbfolgekrieg, zu dessen Führung dem Kaiserstaat abermals drei Regimenter bewilligt wurden. Eins durch Graubünden, auf Grund des zwischen Oesterreich und den Bünden 1726 erneuerten engern Vertrags, des sog. Mailänder Kapitulats. Es war 1200 Mann stark, in zwei Bataillone und acht Kompagnien geteilt, stand unter dem Obersten *Thomas Franz von Schauenstein* und focht in Ungarn gegen die Türken. Von den beiden andern Regimentern wurde wieder eins durch die reformierten, das andere durch die katholischen Stände geliefert. Beide zählten je 1560 Mann, eingeteilt in drei Bataillone und zwölf Kompagnien. Im übrigen waren sie organisiert wie die früher geworbenen Schweizertruppen.

Aus den Kapitulationen dieser beiden Regimenter, die von der Tagsatzung genehmigt wurden, heben wir die folgenden Bestimmungen hervor:

Die Regimenter sollen nur zur Verteidigung der vorderösterreichischen Erblande, welche der Kaiser wirklich dermalen besitzt, sowie der Stadt Konstanz verwendet werden.

Die Kompagnien dürfen ausser den notwendigen Detachierungen nicht zerteilt werden.

Der Monatssold beträgt 5 Reichstaler oder 7½ Gulden; bei Reduktion der Kompagnie in Kriegsstärke werden 19 Mann, in Friedensstärke (90) 21 Mann Gratifikation bewilligt.

Dem Kaiser steht die Ernennung vom Obersten bis zum Hauptmann ausschliesslich zu, er wählt sie aus den regimentsfähigen Burgern und Landsleuten. Die Subalternen werden von den Hauptleuten bezeichnet (nur die Berner durften die Hauptleute ihrer drei Kompagnien selber ernennen). Geht ein Hauptmann mit Tod ab, so soll sein Nachfolger vom gleichen Ort sein wie der Gestorbene.

Die Justiz samt allem was davon abhängt, wird den Obersten und Hauptleuten nach Gebrauch der Nation ohne Eintrag überlassen.

Die Dienstzeit wird auf wenigstens sechs Jahre festgesetzt.

„Kraut und Lot“ (Munition) sind den Soldaten ohne Entgeld aus den Magazinen zu verschaffen.

Von Zoll und Auflagen sind die eidgenössischen Truppen gleich den kaiserlichen befreit. Die Kranken werden gleich den kaiserlichen verpflegt, doch auf eigene Kosten.

Den Evangelischen ist ein anständiger Ort zu ihrer Religionsübung und ein ehrliches Begräbnis anzuweisen.

Wenn die Eidgenossen für ihre Völker das Kommisbrot begehren, so ist es ihnen in gewöhnlichen Rationen vom Wachtmeister an auszuteilen, die Ration zu zwei Kreuzer.

Diese Vorschriften finden sich im wesentlichen auch bei den französischen Kapitulationen.

Oberst des reformierten Regiments war der Zürcher *Kaspar Schmid von Goldenberg;* des katholischen *Franz Anton Niederöst* aus Schwyz, Sohn des uns aus dem spanischen Erbfolgekrieg bekannten Regimentschefs. Nach zwei Jahren trat an seine Stelle *Georg Franz von Abyberg.*

Die Regimenter fanden bald Anlass, sich über die ihnen durch Oesterreich gewordene Behandlung zu beklagen. Schon im Herbst 1738 zeigt Oberst Schmid der Tagsatzung an, seine reformierten Soldaten werden gezwungen, vor dem Venerabile zu knieen. Die Oesterreicher erlaubten sich ausserdem kapitulationswidrige Eingriffe in die Bestrafung Fehlbarer. In Rheinfelden sei bei Hinrichtung eines Malefikanten dem evangelischen Geistlichen untersagt worden, denselben durch die Stadt zu begleiten. — Noch mehr Grund zur Beschwerung gab den Ständen die ihnen schon 1736, also zwei Jahre nach der Werbung gemachte Notifikation des kaiserlichen Botschafters, dass die Entlassung beider Regimenter, die doch für sechs Jahre angeworben waren, bevorstehe. Die Gegenvorstellungen der Tagsatzung nützten nichts. Das Regiment Niederöst wurde 1737 offiziell aufgelöst, nachdem schon vorher nichts an Verheissungen und Drohungen gespart worden war, um die Hauptleute zu vermögen, ihre Leute auseinandergehen zu lassen. Vom andern Regiment liess man das Bernerbataillon seine kapitulationsgemässe Zeit, bis 1740, ausdienen, die andern zwei Bataillone wurden 1738 ebenfalls entlassen. Die Vertragstreue der Oesterreicher wird ferner durch die Tatsache beleuchtet, dass noch im Jahr 1754 eine Mahnung der katholischen Kantone endlich einmal die ausstehen-

den Forderungen der Offiziere des Regiments Niederöst zu begleichen, unbeantwortet blieb.

1743 wurde in Graubünden wieder ein Regiment geworben. 2400 Mann stark, war es in vier Bataillone und 16 Kompagnien geteilt. Es fand Verwendung in den oberitalienischen Feldzügen des österreichischen Erbfolgekrieges und wurde nach dessen Beendigung, 1750, wieder entlassen. Sein Oberst war *Salomon Sprecher von Bernegg.* Nach der Auflösung des Regiments blieb er, wie viele seiner Kameraden, in österreichischem Dienst, wo er sich zum Feldzeugmeister, der zweithöchsten Rangstufe in der Armee, emporschwang. Im siebenjährigen Krieg zeichnete er sich bei den Schlachten von *Prag* und *Lissa* dergestalt aus, dass ihm das wichtige Kommando von Breslau übertragen wurde, welche Veste er allerdings nicht halten konnte. Der ihm hienach übertragene Befehl einer Armee in Sachsen konnte er nicht mehr übernehmen, da er infolge eines Unfalls verschied (1758).

Lothringisch-österreichische Schweizergarde.

Das Regiment Sprecher war das letzte kapitulierte aus der Schweiz, das in Oesterreichs Dienst stand. Dagegen erscheint in Wien mit dem Jahr 1745 eine *Schweizergarde* von 100 Mann, entsprechend den französischen cent Suisses, welche *Franz,* Herzog von Lothringen-Toscana, der Gemahl Maria Theresias, aus seiner Heimat mitgebracht hatte, als er in diesem Jahr zum römischen Kaiser gekrönt wurde. Diese lothringische Garde bestand schon seit 1581. Sie war eine Frucht des Freundschaftsverhältnisses, das zwischen den schweizerischen Kantonen und den Herzögen von Lothringen war gepflegt worden. Anfänglich eine Hoftruppe wie die Hundertschweizer des französischen Königs, machte sie unter ihren kriegerischen Herren alle Wechselfälle des dreissigjährigen und später des spanischen Kriegs in den Niederlanden mit. Sie fochten in der Nördlingerschlacht gegen die Schweden, sie halfen Tübingen verteidigen, sie schlugen sich in Flandern mit den Franzosen herum. Schlecht bezahlt, ernährt, gekleidet, lehnten auch sie wiederholt es standhaft ab, sich auf die den übrigen Kriegsvölkern geläufigen harten Re-

quisitionen verweisen zu lassen. Als ihr Führer einmal dringend ihren Sold oder ihre Entlassung forderte, da die Leute sonst Hungers sterben würden, weil sie nicht rauben und stehlen wollen, wurde ihm der Bescheid: die Schweizer sollen nehmen wie andere, „sie sind ja sonst Leute, die das Vaterland meiden müssen!“ Endlich, 1654, wurden sie, nachdem ihre Herzöge selber überall von Heimsuchungen waren verfolgt worden, — der grösste Teil ihres Landes wurde ihnen durch die Franzosen entrissen ,— ohne Auszahlung des rückständigen Soldes entlassen.

Als dann 1698 Herzog *Leopold* von Lothringen wieder in Besitz seiner Staaten kam, warb er, und zwar ausschliesslich in Luzern, eine neue Garde, bestehend aus 1 Lieutenant, 2 Wachtmeistern, 2 Tambouren, 1 Pfeifer und 60 Soldaten. Der Lieutenant wurde durch den Rat von Luzern gewählt und wählte seinerseits seine Subalternen. Ausser den Kapitulationsbestimmungen wurde für die Truppe eine besondere Ordonnanz erlassen. Wir teilen deren Inhalt im wesentlichen hienach mit, weil daraus ersichtlich ist, was für ein Verhalten damals, nicht nur speziell von der lothringischen Garde, sondern im allgemeinen von Schweizern im Fremddienst etwa verlangt wurde:

Erstlichen zur Rettung der Ehre Gottes ist gesetzet, dass keiner Gott den Allmächtigen noch seine hochwürdige Mutter Maria, noch die lieben Heiligen Gottes lästern, noch schmähen, insgemein des ärgerlichen Fluchens und Schwörens sich mässigen solle, bei Verlierung des Dienstes. Möchte aber einer dermassen und so grob hierin sich übersehen, so würde man einen solchen an Leib und Leben strafen.

Zum zweiten sollen alle und jede, so dieser eydgenössischen Leibgwardi einverleibt sind und werden, unserm wahren und alleinseligmachenden Glauben zugetan sein; also sollen sie bei hoher Straf und Ungnade alles dasjenige lassen, was unserm gemeldten wahren Glauben zuwiderlaufet, namentlich der verbotenen Bücher, abergläubischen Sachen, Gfrörnern (Kugelzauber) sich nicht allein entäussern, sondern eines ehrbaren und christlichen Handels und Wandels sich durchgehends befleissigen, geistlichen und weltlichen

Personen, denen es gebührt, schuldigen Respekt und Ehrerbietigkeit erweisen.

Zum dritten sollen alle und jede an den Sonn- und Feiertagen fleissig die heilige Messe, an den Sonntagen aber auch das Wort Gottes anhören, zu dem Ende der Wachtmeister und die Korporale jeder seine Rotte selbige zu besuchen ernstlich zu mahnen verbunden sein soll.

Zum vierten sollen sie alle Jahre wenigstens viermalen an den vier hohen Festtagen beichten und das hochwürdigste Gut empfangen, auch zu österlicher Zeit der christlichen Schuldigkeit des Orts ein Genügen erstatten und deswegen ihre Beichtzeddel dem jeweiligen Gwardilieutenant vorweisen.

Zum fünften. Wo einer oder mehr einige Schmähungen wider den Fürsten oder die angeborne natürliche hohe Obrigkeit erführe und inne würde, der oder die sollen die Verbrecher von Stund an dem Gwardilieutenant bei Verlust des Dienstes oder noch mehrern Einsehens nach Gestalt der Sachen anzuzeigen schuldig sein. Da denn selbige nach Erkanntniss eines Gwardigerichtes geziemend abgestraft oder gar aus der Gwardi abgeschaffet werden. Es möchte aber söllich Verbrechen so wichtig sein, dass ein Gwardigericht sich schuldig befinde, die Sach der hohen Obrigkeit zu hinterbringen.

Zum sechsten. Ihrer hochfürstlichen Durchlaucht Dienst, worauf das meiste Absehen gehet, zu dero gnädigem Vermögen auf das Genaueste verrichtet werde, so derjenige Offizier, so die Wacht aufführt, auf der Wacht daselbsten verbleiben, damit auf alle Vorfallenheit er auf der Stelle sei.

Zum siebten sollen auch alle und jede Unteroffiziere und gemeine Soldaten zu Sommerszeit um neune, zu Winterszeit aber um acht Uhren, da man die retraite oder Zapfenstreich schlagen lasset, sich ungesäumt in das Quartier begeben; da dann die Korporäle alle Nächt selbige zu visitiren und das gefundene dem jeweiligen Gwardilieutenant zu berichten schuldig sein sollen, damit auf verspürenden Mangel man das geziemende Einsehen tun möge.

Zum achten. Männiglich bei hoher Straf verboten sein solle, Niemanden, es seien Weibs- oder Mannspersonen, ohne Vorwüssen eines jewesenden Gwardilieutenants in den Quartieren beherbergen und übernachten zu lassen.

Zum neunten. So einer der Wacht ist und dieselbe Trunkenheit halber oder sonsten ohne rechtmässige Ursach versäumen oder sonsten ohne Erlaubniss des Offiziers ab der Wach gehet, der hat ohne Gnad den Dienst verwürket.

Zum zehnten. Ob Jemand auf der Sentinellen schlafend angetroffen würde, den mag das Gwardigricht entweder gar des Dienstes entsetzen oder etwan auch mit einer geringern Straf bezüchtigen.

Zum elften soll Männiglich in dem Corps de Garde des Spielens, Tumultmachens, unzüchtigen Redens, Gezänks und Haders, Wehrzuckens und Schlagens, Fluchens und Schwörens und dergleichen Ungebühren sich mässigen, auch Niemanden, weder Weibs- noch Mannspersonen, weder mit Worten noch Werken daselbsten belästigen, Alles bei Verlust des Dienstes.

Zum zwölften. Niemanden soll erlaubt sein, seine Wachten einem Andern zu verdingen; oder aber er soll denjenigen, dessen er hiezu gebrauchen will, ehe und bevor dem jewesenden Gwardilieutenant vorstellen.

Zum 13. Es soll auch Niemand ohne Erlaubniss von der Statt sich hinwegbegeben und eine Zeitlang ausbleiben; auch keiner in der Stadt auf der Gassen herumgehen oder nach Hof sich begeben, er seye denn mit des Fürsten Livrée und mit dem Seitengewehr angetan, die er, und zugleich die Oberwehr immerdar sauber halten solle.

Zum 14. solle den Oberoffizieren alles Ernstes obgelegen sein, die gemeinen Soldaten öfters zu exerzieren, und in den Kriegsmärschen, Wehrtragen und andern dergleichen anständigen exercitiis wohl zu unterrichten.

Zum 15. ob eine Feuersnot oder sonstiger Lärmen entstünde, sollen alle Offiziere und gemeinen Soldaten mit ihren Ober- und Untergewehren unverweilet, auch ungemahnet bei Hof erscheinen und allda der fernern Befelchen gewärtig sein.

Zum 16. Wann aber der Gehorsam und notwendige Subordination der Grundsatz aller guten Ordnung seye, ohne welche nichts als Verwirrung und Spaltung, ja schädliche factiones zu befahren, so bleibet es alles Ernstes geordnet, dass alle die so ihren vorgesetzten Offizieren, es seye mit Ungehorsam, Widerspänigkeit, Verachtung, Wehrzuckung und dergleichen den gebührenden Respekt verlieren, den Dienst verwürkt haben sollen. Und ob einer oder mehr sich so gröblich hierinfalls übersehn würde, dass es in ein Kriminal laufen würde, soll das Verfügte der hohen Obrigkeit alsdann remittirt, und derselben Ausschlag darüber erwartet werden.

Zum 17. Sollen die Wachten nach eydgenössischem Herkommen vor eines jeweiligen Gwardelieutenants Quartier versammelt und von da aufgeführt, also auch und im gleichen wiederum ab der Wacht von dessen Quartier abgeführt und dorten entlassen werden.

Zum 18. Jene so heimreisen oder anderswohin sich begeben wollen, sollen um die Erlaubniss und benötigten Abschied bei dem jewesenden Gwardilieutenant sich anmelden, dem dann nach Beschaffenheit der Sachen dem Begehren zu entsprechen obliegen soll, und zwar ohne Interesse, vorbehalten allein einen Taler, und die Patente, das Pergament und Schreiberlohn darinbegriffen.

Zum 19. Die ledig gewordenen Soldatenplätze soll ein jeweiliger Gwardilieutenant mit ansehnlichen und tauglichen, U. g. H. Burgern und Angehörigen angenehmen Männern besetzen, welche auf Ihrer Hochfürstlichen Durchlaucht Begehren Ihro selbsten oder Demjenigen so Sie hiezu verordnen werden, sollen vorgestellt werden.

Zum 20. erst alsdann an Tag käme, dass der angenommene ein unredlicher Mann wäre, soll derselbe wieder unverweilt aus der Gwardi abgeschaffet werden.

Zum 21. Die Soldaten, so den Dienst aufgeben wollen, sollen den Platz weder um wenig noch viel zu verkaufen befugt sein.

Zum 22. Die Klägten, Mängel und Abgang, so von Zeit zu Zeit in der Gwardi sich ereignen möchten, sollen nicht an den Hochfürstlichen Hof, sondern dem eydgenössischen Her-

kommen, Brauch und Gewohnheit gemäss an den Gwardilieutenant oder das Gwardigricht zur Verbesserung oder wohl auch an die hohe Obrigkeit U. g. H. der Stadt Luzern selbsten zu deren Einsehen angebracht werden, vor welcher denn auch die rechtmässigen Klägten, so wider die Offiziere Jemand gewönne, mögen geöffnet werden.

Zum 23. Bleibt es unabänderlich bei dem 9. Artikel der Kapitulation, dass ein jeweiliger Gwardilieutenant täglich einen französischen Stüber ($^1/_{20}$ livre) den Soldaten zu dem End einbehalten solle, damit dieselben mit sauberer Linge und andern, was der Artikel weiset (Hüte, Schuhe, Strümpfe) von Zeit zu Zeit mögen versehen werden. Darauf er ihnen aber nichts schlagen, sondern in dem Preis, wie er es erhandelt, ihnen jährlich Rechnung stelle.

Zum 24. Soll zu dem Gwardi-Gricht, es möge Zivil- oder Kriminalsachen antreffen, gemäss der Kapitulation und Eydgenössischem Herkommen Niemand, als die der Nation und geborne Eydgenossen sind, gezogen, auch selbiges ohne Vorwüssen eines Gwardilieutenants nicht versammelt werden mögen; welches dermalen bestehn soll in unserm Unterlieutenant, erstem Wachtmeister und drei Korporalen.

Zum 25. In Verwaltung der Justiz und Schlichtung der Zivilhändel soll je und allwegen nach der Stadt Luzern Municipalien gerichtet werden.

— — — — — — — — — —

Zum 29. Diejenigen, so mit Unzucht sich vertraben, sollen alles Ernsts davon abgemahnet und abgehalten, auch nach Beschaffenheit der Sachen abgestraft, und da einige von der Kompagny deswegen angestecket, bis selbige widerum genesen, abgesondert werden.

Zum 30. Alle die so sich der ärgerlichen Trunkenheit ergeben und mithin Rumor machen, sollen das erste Mal in die Gefangenschaft gestecket bis sie wohl ausgenüchteret; und ob sie darvon nicht abliessen, mit noch strengerem Einsehen abgebüsst werden.

Zum 31. Kein öffentlicher Spielplatz, weder mit Würfeln noch Karten, als welches nur der Zundel zum Fluchen

und Schwören, und auch zum Unfried und Uneinigkeit gereicht, soll in der Gwardi geduldet werden.

Zum 32. Desgleichen sollen in der Gwardi mehr nicht als vier Weiber geduldet werden. Und so an der bestimmten Zahl einige mangleten, welcher Soldat dennethin sich verehelichen wollte, mag ein solches mit Erlaubniss eines jewesenden Gwardilieutenants wohl tun. Wer aber über die bestimmte Zahl heuratet, der soll sammt dem Weib fortgeschickt werden.

Zum 33. In der Gwardi soll nur ein Marquetenter, und einer so metzget, denen es der Gwardilieutenant erlauben wird, gestattet werden; denen dann bei schwerer Verantwortung obliegen solle, dass sowohl von dem Marquetenter als dem Metzger weder Wein noch Fleisch vor die Gwardi hinaus verkaufet, sondern im eint und andern mehr nicht, denn was die Gwardi verbrauchen mag, zugeschaffet werde, damit wider den Misbrauch der franchise mit Billigkeit Niemand sich zu beklagen Ursach haben möge. So soll auch ein jewesender Gwardilieutenant die Mass und Gewicht bei den jeweiligen Marquetenter und Metzger von Zeit zu Zeit fecken lassen; darum dem Fleischschätzer und Gewicht- und Massfecker von jedem Fass eine Mass Wein oder Bier und mehreres nicht gedeihen sollen.

Die Gardisten trugen eine Tracht von gelber und roter Farbe. Neben verschiedenen Klagen, die sie im Laufe der Zeit anzubringen hatten, ging eine dahin, ihre Offiziere haben ihnen alte Reiterhüte octroyirt, die vor zehn Jahren Mode gewesen; mit diesen „ungeheuren Dächern“ haben sie bei Hofe wenig Ehre aufgelesen.

Die Aufgabe der Garde bestand anfänglich nur darin, den Herzog und die Herzogin zur Kirche zu geleiten, — und auch später führten sie ein kampfloses, gemütliches Stilleben. Als die Lage des Herzogs sich allmählig verbesserte, schloss er (1721) eine neue Kapitulation ab, durch welche die Kompagnie auf 100 Mann: einen Hauptmann, 2 Lieutenants, 1 Fähnrich, 3 Wachtmeister, 1 Schreiber, 1 Fourier, 1 Arzt, 1 Profoss, 3 Tambouren, 1 Pfeifer, 4 Korporäle und 81 Soldaten gebracht wurde. Der monatliche Sold betrug für den Hauptmann 300, für den 1. Lieutenant 150, für den zweiten

108, für den Fähnrich 83 Livres. Der Soldat hatte einen Tagessold von 9½ Stüber (20 Stüber = 1 livre). Die Wachtmeister bezogen doppelten, Profoss, Wundarzt, Korporäle anderthalben Sold.

Als 1735 der Herzog von Lothringen seinen Staat an den Polenkönig *Stanislaus* abtreten musste und dafür Toscana erhielt, wurde die Garde nach Florenz und von da (1745) nach Wien geschickt, wie oben gesagt. Ihr Bestand wurde in der Folge auf 140 Mann erhöht, mit entsprechender Erweiterung des Cadres. An ihre Spitze trat nunmehr ein aus der hohen österreichischen Aristokratie gewählter Oberst, zuerst ein *Graf von Cordua,* dann der *Feldmarschall von Colloredo.* Dieser Oberst erteilte der Garde Parole und Ordre, mit ihm hörte der unmittelbare Verkehr zwischen Korps und Fürsten auf. Gardehauptleute waren die Luzerner *Alfons Franz Pfyffer von Altishofen* und nach ihm *Fridolin Leonz Hartmann.* Die Hauptbeschäftigung der Garde war Wacht- und Paradedienst; ausserdem hatte sie zweimal die Ehre, habsburgische Fürsten — den Lothringer *Franz,* und *Josef II.* — zur Kaiserkrönung nach Frankfurt zu begleiten. Doch soll, wenigstens ein Teil der Truppe, unter ihrem Obersten Colloredo 1760 im siebenjährigen Krieg verwendet worden sein. Als Josef II. noch Kronprinz war, hatte er eine eigene Schweizergarde von 32 Mann, die aber nur zwei Jahre, bis zu seiner Thronbesteigung, 1765, bestand und dann mit der andern vereint wurde, welche nun aus 185 Personen bestand. Aber mit Josefs Regierungsantritt waren auch der letztern Tage gezählt. Wohl war die gute Kaiserin Maria Theresia ihren Luzerner Gardisten gewogen. Sie hatte sich immer um ihr Wohl bekümmert, auch um das ihrer Seele, indem sie sie anhalten liess, sich beim Obersten über Erfüllung ihrer religiösen Pflichten durch Abgabe von Beichtzeddeln auszuweisen, und sie war mit ihren Diensten zufrieden und hatte sich an sie gewöhnt. Aber die Sympathie Kaiser Josefs besassen sie nicht. Einmal war ihm sehr daran gelegen, die ewigen Finanzverlegenheiten Oesterreichs durch strenge Beschneidung aller Luxusausgaben zu verbessern, und als Luxus betrachtete er auch die teure Schweizer-Leibgarde. Dann wurde

dieselbe ihm unbequem durch vielfache Reklamationen, die ihr Hauptmann, Hartmann, in wenig geschickter Weise vorbrachte. Einmal waren sie unzufrieden, weil ihre rotgelben Uniformen in ganz rote vertauscht wurden. — Ein anderes Mal verlangten sie, man möchte den Spielleuten, wie bei den Schweizertruppen in Frankreich, einen „neuen Marsch“ mitteilen „zu mehrerer Decor der eidgenössischen Nation“. Am meisten aber verstimmten ihre immer und immer wiederkehrenden Begehren auf Soldaufbesserung. — So erfolgte 1767 die Abdankung der Garde, zu ihrem und des Standes Luzern grossem Bedauern. Der Hauptmann erhielt einen lebenslänglichen Gnadengehalt von 1500 fl., den andern Offizieren und den Soldaten wurde der Uebertritt in die österreichische Armee, den letztern mit Beibehaltung ihres gegenwärtigen Gehalts mit Naturalverpflegung, oder anderweitige Versorgung zugesagt. Von den noch vorhandenen 167 Soldaten traten die meisten in die sog. graue Garde eines Korps von Invaliden in einer Versorgungsanstalt oder sie liessen sich in verschiedenen kaiserlichen Schlössern einstellen, oder sie blieben in Wien als Hausknechte, Haiduken etc. — 36 Gardisten zogen am 2. Juni mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen unter ihrem Hauptmann aus Wiens Toren und in die Heimat zurück.

Schweizeroffiziere in österreichischem Dienst im 18. Jahrhundert.

Ausser den bereits genannten sind es noch eine stattliche Anzahl von Schweizeroffizieren, welche in diesem 18. Jahrhundert, ohne an der Spitze schweizerischer Soldtruppen zu stehen, im österreichischen Dienst Hervorragendes leisteten und zu hohen Stellungen berufen wurden. Da war Generalmajor *Franz Ludwig von Pesme, Herr von St. Saphorin,* ein Waadtländer, dessen staatsmännische Begabung die militärische überwog. Ein glühender Feind Ludwigs XIV. und seiner länderverschlingenden Pläne, trat er in enge Verbindung mit den franzosenfeindlichen Parteien in der Schweiz, deren Haupt Schultheiss *Willading* in Bern war und die nichts Geringeres plante, als die Freigrafschaft Burgund

während des spanischen Erbfolgekriegs von Frankreich loszureissen und Bern anzugliedern. Ferner wirkte er mit Energie und mit Erfolg auf Verbreitung der Sympathien für Holland in der Schweiz, welche in der Kapitulation zahlreicher Regimenter ihren Ausdruck fanden. Bei Beginn des 18. Jahrhunderts starb mit der Herzogin von Nevers die Familie *Langueville* aus, damit verlor der Stand Neuenburg sein altes Herrscherhaus. Neben vielen andern Bewerbern um die Erbschaft traten hauptsächlich der König von Preussen und ein französischer Fürst von Geblüt, der Prinz von *Conti* auf. Da war es wieder St. Saphorin, der in Verfolgung seines Lebenszweckes — Zurückdämmung des französischen Einflusses — seine ganze Kraft zur Verfügung des preussischen Ansprechers stellte und durch seine grosse Kenntnis schweizerischer Verhältnisse und Personen, wesentlich zu dessen Erfolg beitrug. — Jean Jacques Rousseau nennt S. Saphorin in einem Epigramm Général par l'écritoire, General von der Feder; und in der Tat ist es die letztere Waffe, mit der er am erfolgreichsten gewirkt hat.

Ein anderer Waadtländer, *Nicolaus Doxat* aus Yverdon, wurde ebenso berühmt durch seine glänzende Laufbahn wie durch sein tragisches Ende. Als junger Genieoffizier von hervorragender Begabung, entwarf er im spanischen Erbfolgekrieg die Pläne zur Belagerung der flandrischen Festungen. Durch Prinz Eugen veranlasst, in kaiserlichen Dienst zu treten, zeichnete er sich in ungarisch-türkischen Feldzügen wieder im Festungskrieg aus; die Erstürmung von *Temeswar* war zum grossen Teil sein Verdienst. Als Feldmarschall-Lieutenant leitete er die Verteidigung der Veste *Nissa,* zu seinem Unheil erfolglos. Zur Kapitulation gezwungen, wurde er in Belgrad vor ein Kriegsgericht gestellt, verurteilt und enthauptet. Bis zum letzten Augenblick behauptete er seine Unschuld, „le crime fait la honte et non pas l'échafaud", diesen schönen Vers brachte er auf dem Blutgerüst seinem letzten Begleiter, dem Berner Lieutenant *Tillier* in Erinnerung. Erst nach drei Streichen gelang es dem Nachrichter, seine Aufgabe zu erfüllen. — Ob die Verurteilung Doxats rechtlich zu begründen war, ist zweifelhaft.

Jedenfalls aber steht soviel fest, dass bei der allgemeinen Missstimmung, die seit dem Tod Prinz Eugens gegen die österreichische Heeresleitung bestand, es wünschenswert war, ein Sühnopfer zu haben, und dass dazu Doxat, Ausländer und Protestant, als vorab geeignet erschien.

Als Pandurenoberst, der im Krieg gegen Preussen und Franzosen der vierziger Jahre manchen kecken Reiterstreich verübte, ist zu nennen der Luganese *Joh. Baptist Franchini*, der als Handelsreisender sich zum französischen Reiter hatte anwerben lassen, Offizier wurde und dann als Kriegsgefangener der Oesterreicher in deren Dienst übertrat.

Peter Christoph Göldlin aus Luzern, später als Freiherr *von Tiefenau* geadelt, diente mit Auszeichnung in den Türkenkriegen, wo so mancher brave Haudegen seine Sporren verdiente, und gegen die Spanier. Als Festungskommandant von *Kapua* betätigte er seine kriegerische Findigkeit durch einen gelungenen Streich. Mit einem trübseligen Zug von Schnappkarren verliess er die Festung, wie wenn er sich und die Besatzung zu salvieren gedächte. Als die Spanier sie fröhlich in Empfang nehmen und abführen wollten, demaskierten die Karren sich plötzlich, aus jedem guckte eine Kanone, ein wirksames Feuer begrüsste die verdutzten Feinde, und mit vielen Kriegsgefangenen und einem ansehnlichen Vorrat von Mehl, Schweinen etc. zog der Tiefenauer befriedigt in die Zitadelle zurück, die er allerdings später doch übergeben musste. Immerhin trugen ihm seine Verdienste bei Verteidigung dieses Platzes den Rang eines Feldmarschall-Lieutenants ein. Später machte er die Feldzüge gegen die Türken mit. Als Mitglied des Kriegsrats, der Doxat zum Tod verurteilte, weigerte er sich, das Urteil, das er als ein ungerechtes bezeichnete, zu unterschreiben. Nachdem er sich zur Ruhe auf seine Güter begeben, folgte er als 74jähriger Greis einem dringenden Ruf seiner Königin neuerdings nach Schlesien ins Feld zu rücken, und auf dem Schlachtfeld von *Mollwitz* (1741) fand er den Heldentod.

In der gleichen Schlacht zeichnete ein Bernburger sich aus, der Baron *Cäsar Joseph von Lentulus*, der schon vorher in Bosnien, Albanien und Siebenbürgen gegen die Türken

treffliche Dienste geleistet hatte. In dem glänzenden Reiterangriff, der den linken Flügel der preussischen Armee zersprengte und König Friedrich nötigte, seine Person durch schleunige Flucht zu retten, kommandierte er eine Kavalleriebrigade. Bekanntlich war es der preussische Feldmarschall *Schwerin,* der die Schlachtordnung wieder herstellte und dem König zu seinem ersten Sieg verhalf.

Ein anderer glorreicher Krieger war der Freiburger *Joh. Friedrich von Diesbach,* vormals Bataillonskommandant im französischen Regiment Pfyffer. Als er sich trotz seiner guten Haltung im spanischen Erbfolgekrieg zurückgesetzt glaubte, verliess er des Königs Dienst, trat erst in holländischen und dann, als er diesen auf Befehl seines Kantons verlassen musste, in österreichischen Dienst. Auch er errang seine Lorbeeren unter den Augen Prinz Eugens des edlen Ritters, im Türkenkrieg und wurde Reichsfürst und Feldmarschall-Lieutenant. Er war der erste, dem seine heimatliche Regierung einen Ehrensitz im Ratssaal zuerkannte.

Noch mögen genannt werden die Berner *Hans Rudolf Dachselhofer,* der, Offizier des Regiments Erlach, nach dessen Reformierung in österreichischen Dienst trat, der Genie-Oberst *Isaak Steiger,* Kommandant sämtlicher ungarischer Festungen und Feldmarschall - Lieutenant *Joh. Anton von Tillier,* Sohn des Regimentskommandanten Tillier. Er kam im siebenjährigen Krieg zur Verwendung und führte als Generalquartiermeister des Feldmarschalls *Daun* die österreichischen Truppen bei *Hochkirch* (1758) mit solcher Umsicht und Herzhaftigkeit zum Angriff, dass ihm neben General *Lascy,* ein guter Teil des Erfolgs dieses Ueberfalls, bei dem Friedrich der Grosse ein ganzes Lager einbüsste, zuzuschreiben ist.

Im gleichen Treffen verdiente ein anderer junger Berner seine Sporen. Das war der Nidauer *Sigmund Renner,* der vom Pult eines landvögtlichen Schreibers weggelaufen und in kaiserliche Dienste getreten war. Bei *Hochkirch* tat er sich so hervor, dass er Tags darauf zum Oberlieutenant im Regiment des spätern Feldmarschalls *Loscy* befördert wurde. Unter der Protektion dieses Kriegsmanns, dessen Generaladju-

tant er später wurde, brachte er es bis zum Generalmajor. Sein Avancement verdankte er lediglich seiner militärischen Tüchtigkeit. Dass ein hervorragender und einflussreicher Generaloffizier diese Tüchtigkeit erkannte und zu Ehren zog, war Renners besonderes Glück.

Zum Schluss mag noch des Bündners *Hercules Pestaluzzi* gedacht werden, der im österreichischen Erbfolgekrieg den Grad eines Feldmarschall-Lieutenants erwarb.

Schweizerregimenter im Coalitionskrieg von 1799.
Johann Konrad Hotze. — Ferdinand von Roverea.

Am 5. März 1798 schlug die letzte Stunde der alten Eidgenossenschaft. Der Sieg der Berner Milizen, welche, geführt von dem wackern Seeländer *Johann Weber,* in wildem Ansturm die französischen Bataillone von der Höhe von *Neuenegg* und bis über die Sense geworfen hatten, blieb nutzlos, denn am gleichen Vormittag zersprengte die von Norden her anrückende Armee *Schauenburgs* die zur Schutzwehr der Hauptstadt im Grauholz aufgestellten Truppen, und am Nachmittag rückten die Franzosen in Bern ein. Am gleichen Abend hatte ein warmherziger patriotisch gesinnter Kriegsmann, der eine ehrenvolle Stellung im Ausland aufgegeben hatte, um dem Vaterland in dieser Zeit äusserster Gefahr seine Dienste zu weihen, in Zürich den Wagen bestiegen, um auf den Kriegsschauplatz zu eilen. Das war der Richterswiler Doktorssohn, der österreichische Feldmarschall-Lieutenant *Johann Conrad Hotze.* Als er am 6. früh in Aarwangen anlangte, erfuhr er das ganze Unheil. Die Auflösung der bernischen Armee, die Ermordung ihres Generals, von Erlach, die Uebergabe Berns. Da blieb ihm nichts übrig als die Schweiz auf dem kürzesten Weg wieder zu verlassen. Aber den Plan, dem Vaterland auch nach seinem Fall zu helfen, gab er damit keineswegs auf. Die Rettung der Schweiz sah er, wie die ganze altschweizerische Partei, an ihrer Spitze der greise Berner *Schultheiss Niklaus Steiger,* der nach der Niederwerfung des Landes dasselbe ebenfalls hatte verlassen müssen, in der Austreibung der französischen Eroberer und

der Wiederherstellung der alten Verfassungen. Und für die Erfüllung dieser Aufgaben, deren erste ihm übrigens die Hauptsache war — für die Wiederherstellung der alten Oligarchien, vermochte er, der Sohn einer nicht regimentsfähigen Landschaft, nie sich sonderlich zu begeistern —, setzte Hotze in der Folge seine ganze Kraft ein.

Der Schweiz ihre Unabhängigkeit wieder zu geben war ohne Hülfe fremder Mächte nicht möglich. Der kraftvollste Feind der französischen Republik, Oesterreich, stand aber zu dieser Zeit (Frühjahr 1798) mit ihr im Frieden und konnte sich, so sehr er von der Notwendigkeit überzeugt war, der expansiven Politik Frankreichs mit Waffengewalt gegenüberzutreten, einstweilen zum Losschlagen nicht entschliessen. Dagegen hatte er ein Interesse daran, den in naher Aussicht stehenden Feldzug in der Schweiz dadurch vorzubereiten, dass er sich mit den schweizerischen Emigrierten und durch diese mit den Anhängern der alten Ordnung in der Schweiz und Graubünden ins Einvernehmen setzte und namentlich die Chancen einer Erhebung gegen die Franzosen und die Mittel dazu prüfen liess. Für diese Aufgabe konnte er nun keinen geeigneteren Vertrauensmann finden als Hotze, der seinerseits in dieser Tätigkeit eine Gelegenheit sah, der alten Heimat zu dienen, und die ihm so erwünscht war, dass er um ihrerwillen einen glänzenden Ruf zur Uebernahme des Oberbefehls der neapolitanischen Armee ausschlug. — Das „Werk“ (travail) wurde geleitet von einem in der Reichsstadt *Wangen* bei Lindau residierenden Komitee. An dessen Spitze stand alt Schultheiss *Steiger,* zu seinen Mitgliedern gehörten ausser Hotze, welcher der militärische Berater war, neben andern *Pankraz Forster,* der Fürstabt von St. Gallen, einer der heftigsten Feinde der neuen Ordnung der Dinge in der Schweiz, und drei Offiziere, welche später, als der Krieg losbrach, alle drei ihren Degen zur Verfügung der koalierten Armee stellten: der Waadtländer *Ferdinand von Roverea,* General *Anton von Salis-Marschlins,* der in Frankreich und Neapel gedient hatte, und der Walliser *Eugen von Courten.* Der bekannteste unter ihnen ist Roverea. Aus einer Anzahl von Waadtländern, welche bei dem allge-

meinen Abfall Bern treu bleiben wollten und welche sich namentlich in dem Gebiete von Aigle und der Ormonds rekrutierten, hatte er ein 900 Mann starkes Korps gebildet, die „romanische“ oder „die treue Legion“ genannt, und war damit Bern in seiner Todesnot zu Hülfe gezogen. Die kleine, aber trefflich disziplinierte Truppe scharmutzierte wacker mit den Soldaten Schauenburgs in der Umgegend von Aarberg herum, wurde dann aber mit dem übrigen bernischen Heer aufgelöst und ihr Führer musste ins Ausland flüchten, wo er ein rühriger Helfer beim „travail“ wurde.

Der Erfolg dieser, übrigens auch durch England mit Subsidien unterstützten Wühlarbeit, war ein geringer. Die Erhebung in der Schweiz beschränkte sich auf den unglückseligen, so blutig unterdrückten Aufstand der Nidwaldner im September. Dagegen gelang es, die Bündner zu veranlassen, die Oesterreicher ins Land zu rufen, welche im Oktober einrückten, und zum Befehlshaber der zu ihrer Verfügung sich stellenden Landmiliz, den General *Salis-Marschlins* bezeichneten.

Anfangs 1799 brach endlich der Krieg der sog. zweiten Koalition gegen Frankreich aus, deren Hauptglieder Oesterreich, Russland und England waren, der die Schweiz fast ein Jahr lang zum Schauplatz blutiger Kämpfe machte, und in welchem als Glieder des kaiserlichen Heeres auch Schweizertruppen marschierten, um, wie sie glaubten, das Vaterland zu retten. Den gleichen Glauben mochten viele ihrer Landsleute haben, welche in den Reihen der Franzosen kämpfend, sich dem Eindringen der alliierten Mächte und der drohenden Wiederherstellung der überlebten alten Zustände in der Schweiz entgegenstellen wollten. So wollte es das unselige Verhältnis, dass auf schweizerischem Boden Schweizer Schweizern gegenüberstanden, wenn auch allerdings nie direkt.

Die Teilnahme der Schweizer an diesen Kriegsbegebenheiten auf Seiten Oesterreichs knüpft sich an die Namen *Hotze* und *Roverea*. Im Januar 1799 wurde der Richterswiler Feldmarschall-Lieutenant, der bisher eine ihm jedenfalls nicht sonderlich zusagende Rolle als eine Art Ver-

schwörer im strengsten Zivil gespielt hatte, von Wangen ins Hauptquartier des österreichischen Oberfeldherrn, *Erzherzogs Karl* gerufen, der ihn mit dem Kommando der österreichischen Truppen in Vorarlberg und Graubünden betraute.

Mit heller Freude übernahm der alte Degen die Mission, und eine besondere Genugtuung dabei war ihm, wie er einem Freund schrieb, „dass er nun einmal für das Wohl seines lieben Vaterlandes wirken könne". Kurz darauf wurde ihm ein weiteres Amt übertragen. In der Schweiz gingen die Franzosen mit der Absicht um, eine grössere Aushebung zur Verstärkung der französischen Kriegsmacht vorzunehmen. Die Furcht vor dieser Massregel veranlasste eine Anzahl Schweizer auszuwandern. Gegen 600 fanden sich in Schwaben zusammen, und nun wurde der Plan gefasst und in Ausführung gebracht, aus diesen Leuten ein Korps zu formieren, das, besoldet durch England und eingegliedert in die österreichische Armee, gegen die Franzosen geführt werden sollte. Den Oberbefehl als Generalinspektor aller von England besoldeten Schweizertruppen wurde *Hotze* übertragen. Zunächst wurde ein Korps von 800 Mann, bestehend aus Solothurnern, Aargauern, Schwyzern und Unterwaldnern gebildet und unter dem Namen *„alte helvetische Legion"* oder kurzweg *„Legion Roverea"* unter das Kommando dieses Obersten gestellt. Sein Oberstlieutenant war der oben genannte *Eugen von Courten,* die übrigen Offiziere, deren Bestand im Verhältnis zur Mannschaftszahl ziemlich schwach war, waren meistens Berner. Als Feldprediger amtete *Pater Loretan,* der sich beim Untergang der Schweizergarde in den Tuilerieen am 10. August sehr wacker benommen hatte. In der Folge verzichtete übrigens Hotze, der sich mit den Engländern nicht gut vertragen konnte, auf seine Stelle. Die Uniformierung der Legion bestand in dunkelgrünem Rock mit schwarzen Aufschlägen, hellblauen Hosen und einer roten Armbinde. Die Kopfbedeckung war anfangs eine mangelhafte, viele Soldaten paradierten noch eine Zeitlang mit ihren aus der Heimat mitgebrachten weissbaumwollenen Zipfelnützten. Die Fahne, welche zur Verhütung von Missdeutun-

gen weder die österreichischen noch die englischen Farben tragen sollte, war carmoisinrot und führten die auf beide Seiten verteilte Legende: Sterben oder Siegen für Gott und Vaterland. — Am 8. April leistete in *Neu-Ravensburg* die Legion in die Hände des ehrwürdigen Hauptes der schweizerischen Emigration, des Schultheissen *Steiger,* den Treueid. Die Truppe sollte eine schweizerisch-nationale bleiben und, trotzdem sie von einer ausländischen Macht besoldet und in den Reihen einer andern kämpfte, nur zum Zweck der Freimachung der Schweiz und zu keinem andern verwendet werden. Dementsprechend hatte der Eid folgenden Wortlaut: „Wir wollen uns weihen der Befreiung unseres Vaterlands von der Unterdrückung, in welche der ungerechteste und ruchloseste Ueberfall es gebracht; der Wiederherstellung des alten Glaubens und Gottesdienstes; der Wiedererlangung unserer Freiheit und Unabhängigkeit; der Wiederaufrichtung der uns von den Altvordern glorreichen Angedenkens überlieferten Verfassungen, Gesetze und Statuten, ohne irgend welche Veränderung; und wir schwören, dafür Gut, Blut und Leben einzusetzen und treu zu bleiben bis in den Tod, wie die alten Eidgenossen. — Im weitern schwören wir, den Generallieutenant Freiherr von Hotze als unser Haupt anzuerkennen und ihm in Allem was die strengste Disziplin erheischt, zu gehorsamen, wie auch dem Oberst, den andern Offizieren und den Unteroffizieren. Wir schwören endlich unserer Fahne treu zu bleiben und sie zu verteidigen bis in den Tod.“

Und nun zogen sie mit ihren kaiserlichen Waffenkameraden und unter deren Führer in den Kampf. Dieser Kampf führte bekanntlich nicht zu dem gehofften Resultat. Und das war für die Schweiz wohl besser. Was wäre erfolgt, wenn die wackern Rovereaner ihr Ziel erreicht hätten, wenn es ihnen gelungen wäre das Vaterland vom widrigen Druck der Franzosen zu befreien? Ob es dann seine Unabhängigkeit wieder gewonnen hätte mag zweifelhaft sein. Nicht aber das, dass dann wieder nach dem Programm der Legion „die uns von den Altvordern überlieferten Verfassungen etc.“ in ihrer ganzen Reinheit und damit die überlebten und verrotteten

Staatseinrichtungen wiedergekehrt wären, die durch die schmerzhafte Operation des brutalen französischen Ueberfalls so gründlich waren wegoperiert worden.

Die etwas komplizierten Operationen im schweizerischen Feldzug von 1799 lassen sich etwa wie folgt skizzieren: Anfangs März griffen die Franzosen auf der ganzen Linie an. Ihr linker Flügel ging unter *Jourdan* über den Rhein und marschierte durch den Schwarzwald, der im Hegau stehenden, von Erzherzog Karl geführten österreichischen Hauptarmee entgegen. Auf den linken, unter dem Kommando von Hotze in Vorarlberg und Bünden stehenden Flügel der Kaiserlichen warf sich *Massena*. Die Oesterreicher, unter General Auffenberg, drückte er aus Bünden heraus und besetzte die Luziensteig. Dagegen scheiterte nach zweimaligem Ansturm sein Versuch, *Feldkirch* einzunehmen, wodurch Vorarlberg gewonnen und die Armee des Erzherzogs von ihrer Linken her aufs Ernsteste wäre gefährdet worden.

Ende März erfolgte aber die vorläufige Entscheidung auf einem andern Punkt. Durch den Erzherzog wurde Jourdan bei *Ostrach* und *Stockach* aufs Haupt geschlagen. Er zog sich über den Rhein zurück, zum Teil in grosser Unordnung, und legte das Kommando nieder. Und nun wurde, im April, der Kriegsschauplatz ganz in die Schweiz verlegt. Gegen Massena, mit dessen Armee sich die Reste derjenigen Jourdans vereinigt hatten, und dessen Linien sich von Graubünden über St. Gallen und den Thurgau bis gegen Schaffhausen dehnten, rückten die Oesterreicher konzentrisch heran: von Diessenhofen und Stein her der Erzherzog, von Vorarlberg her Hotze, dem gleichzeitig aufgetragen wurde, die Franzosen wieder aus Bünden zu werfen. Dabei sollte ihn General *Bellegarde* unterstützen, der im Tyrol ein besonderes Korps kommandierte. — Hotze, der im März vorher vom schweizerischen Direktorium „des helvetischen Bürgerrechts verlustig und des Schweizernamens unwürdig“ erklärt worden war, erfüllte den ihm gewordenen Auftrag. Zunächst, am 14. Mai, erstürmte er die *Luziensteig*, worauf die Räumung Bündens durch die Franzosen erfolgte. Dann ging er mit dem Hauptteil seiner Truppen unterhalb Ragaz über den

Rhein und drang gegen St. Gallen vor. Eine Kolonne schickte er gegen den Wallenstadtersee, um sich gegen die in Glarus und Schwyz stehenden Franzosen zu decken. Bei dieser Kolonne stand Rovereas Legion, mit Ausnahme von zwei Kompagnien, die zur Armee des Erzherzogs waren detachiert worden. In zwei Gefechten, bei *Flums* und *Niederurnen*, hielten sich die Rovereaner gut. Beim erstern zeichnete sich der kaum ins Jünglingsalter getretene Sohn Rovereas aus, der 14 Jahre später unter den Fahnen Wellingtons in der Schlacht von *Vitalba* bei *Pampeluna* nach kurzer Heldenlaufbahn fiel. Bei einem dieser Gefechte mag es auch gewesen sein, wo eine Geschichte passierte, die s. Z. vom Regimentsmajor *J. Wagner* erzählt wurde. Als er einmal aus einer Position weichen musste, rief er im Retirieren: „He z'Donner, i ha mi Pfife vergässe". Das heftige feindliche Feuer nicht achtend, kehrt er allein um und rief den vordringenden Franzosen zu: „Dites donc, Messieurs, j'ai oublié là haut ma pipe, je vais la chercher, je n'ai pas d'autre." Erstaunt über solche Kaltblütigkeit, antworteten diese: „Laissons passer ce sacré Suisse, c'est un brave. Il va chercher sa petite." Wieder bei den Seinen angelangt, hob Wagner seine Pfeife empor. „I ha se, lueget ihr tonners Löhle. U jetz (sich zu den Feinden wendend) cheuter mer — — —." Schallendes Gelächter der Soldaten belohnte die Apostrophe, welche die gefälligen Franzosen eigentlich doch nicht verdient hatten.

Nachher wurden diese Rovereaner mit ein paar österreichischen Kompagnien über den Pragel geschickt, um, wenn möglich, eine Erhebung der Schwyzer herbeizuführen. Der Plan missglückte. Roverea ging in unvorsichtiger Missachtung eines französischen Trupps in seiner Flanke zu rasch vor und musste sich in vollständiger Auflösung wieder ins Klönthal zurückziehen. Von da an sah man ihn nie mehr als Führer einer selbständigen Truppenabteilung.

Während der Zeit war auch der Erzherzog gegen die Thur vorgedrungen. In zwei blutigen Gefechten, bei *Andelfingen* und *Frauenfeld* (25. Mai), hatten die Franzosen sich zur Wehr gesetzt. Bei Andelfingen fochten die zwei zu den

Oesterreichern detachierten Kompagnien Rovereas mit Auszeichnung. In Frauenfeld in den Reihen der Franzosen ebenso tapfer, deren schweizerische Hilfstruppen (helvetische Legion), unter dem Befehl des Siegers von Neuenegg, des Generaladjutanten *Johann Weber*. Hier, im Gefecht von Frauenfeld, machte die Kugel eines österreichischen Scharfschützen dem Leben des Helden ein Ende. — Sein Stabschef war der Dichter *Ioh. Gaudenz von Salis,* früher Offizier in einem französischen Schweizerregiment.

Die Legionäre, diese Neulinge unter den französischen Soldaten, hatten den alten kaiserlichen Kriegern soviel Schaden zugefügt, dass die Bewohner von Frauenfeld und Umgegend, welche von den Oesterreichern als Patrioten waren qualifiziert worden, nun deren Ungnade in den nächsten Tagen recht lebhaft empfinden mussten.

Nach diesen Gefechten rückten die beiden, nunmehr vereinigten Teile des österreichischen Heeres gegen Winterthur und Zürich, wohin Massenas Armee unter stetem Geplänkel sich zurückgezogen hatte.

Am 4. Juni erfolgte der Angriff auf seine Stellung auf den Anhöhen im Osten der Stadt Zürich, genannt *die erste Schlacht von Zürich,* bei der Hotze verwundet wurde. Er hatte die Warnung nicht beachtet, die ihm ein paar wohlwollende Züribieter Bauern zugerufen hatten: „B'hüetis, Herr Oberst! Ritet nüd dafüre, es gaht da usse erschröckeli zue!“ Die Kaiserlichen siegten, Massena räumte die Stadt und nahm Stellung auf der Albiskette und hinter Limmat und Aare. Gleich nach diesem Erfolg besetzten die Oesterreicher auch die Länder Uri und Schwyz, die Front der erzherzoglichen Armee dehnte sich nun vom Gotthard neben Aegeri und Zürichsee vorbei, bis zur Lägern, die halbe Schweiz war von den Franzosen gesäubert.

Jetzt hielt Hotze die Zeit für gekommen, da sich sein Lieblingswunsch erfüllen möchte: Sich an die Spitze einer zu organisierenden Miliz zu stellen und mit ihr das Vaterland gänzlich zu befreien. Er wollte einmal der Welt zeigen, dass mit Schweizermilizen etwas auszurichten sei. Der Wunsch ging nicht in Erfüllung. Der Eifer, der sich nament-

lich in den Gebirgskantonen für dies Projekt gezeigt hatte, erkaltete merklich, als man wahrnehmen musste, wie wenig bereit die Oesterreicher sich zeigten, ihre bei Zürich erreichten Vorteile auszunützen, wie sie monatelang ruhig in den von ihnen eingenommenen Stellungen liegen blieben. Ausserdem zeigten sich die Engländer, ohne deren Geld an die Ausführung des Unternehmens nicht zu denken war, der von Hotze geplanten Organisation nicht geneigt. So blieb die Sache auf sich beruhen.

Im Rate der Verbündeten einigte man sich im Sommer dieses Jahres, 1799, über einen neuen Kriegsplan. Man schien den Kriegsschauplatz als ein Schachbrett anzusehen, auf welchem Heere und Feldherrn nach dem Willen der Diplomaten, und nach diplomatischen, nicht mit militärischen Gesichtspunkten hin und her geschoben wurden. Erzherzog *Karl* mit seiner Armee wurde nach Deutschland und in das von ihm verlassene Feld die Russen unter Generallieutenant *Korsakow* gerückt. Nur Hotze blieb mit seinem Korps wieder zurückgelassen, als linker Flügel der Russen. Zu Korsakow aber sollte der alte Feldmarschall *Suwarow* stossen, der bisher in Oberitalien die Heere seines Kaisers *Paul* mit glänzendem Erfolg geführt hatte. Auf dem kürzesten Weg sollte er kommen, über den Gotthard, um dann vereint mit Korsakow und Hotze, die Franzosen vom Albis herunter und aus der Schweiz zu werfen. Aber Massena verstand es, diesen Zug, der ihn schachmatt legen sollte, gründlich zu durchkreuzen. Mitte August liess er seinen Untergeneral, *Lecourbe,* vom Berner Oberland her in die Urschweiz rücken, der den Gotthard eroberte und die Oesterreicher des Gänzlichen aus Uri und Schwyz hinaus und an die Linth drängte. Und damit war die Vereinigung der Russen unmöglich geworden. Suwarow musste sich unter unsagbaren Mühseligkeiten und in fortwährenden Kämpfen über Gotthard, Kinzigkulm, Pragel und Panixerpass bis Bünden durchschlagen, von wo er dann über Lindau und Augsburg unverrichteter Dinge in sein nordisches Vaterland zurückkehrte. Korsakow war nun auf sich selbst und Hotze angewiesen. — In den gleichen Augusttagen rückte der Erzherzog nach Deutschland ab, nachdem

er noch versucht hatte, bei *Döttingen* (Aargau) über die Aare zu gehen, um von dort aus die Franzosen in der linken Flanke zu nehmen. Der Versuch scheiterte an der mangelhaften Leistungsfähigkeit der österreichischen Pontoniere und an der Schiesskunst eines Piketts schweizerischer Scharfschützen, die das linksseitige Ufer verteidigten. Am 26. September wollte Korsakow zum Angriff schreiten, aber Massena kam ihm zuvor. Am 25. machte er seinen berühmten Reussübergang bei *Dietikon,* der die Auflösung des rechten russischen Flügels zur Folge hatte, und gleichzeitig stiegen seine Truppen vom Albis hernieder ins Sihlfeld. Besiegt, aufgelöst gingen die Russen über den Rhein zurück. Und am gleichen Tag rückte General *Soult* bei *Schännis* über die Linth. Auch hier siegten die Franzosen, die Oesterreicher mussten ihre Stellung und das Gebiet der Schweiz verlassen, und einer der Ersten, der den französischen Kugeln zum Opfer fiel, war der greise Feldherr selber, General *Hotze.* Früh morgens war er zum Rekognoszieren herausgeritten, einer bekannten jungen Dame hatte er unterwegs noch freundlich zugerufen: „Kleine, machen Sie, dass wir guten Kaffee bekommen. Wir jagen die Franzosen fort, dann kommen wir wieder und werden bei Ihnen frühstücken.“ Bald darauf geriet er in eine französische Plänklerkette, die, nach vergeblicher Aufforderung an ihn, sich zu ergeben, feuerte. Er fiel tötlich getroffen, nebst seinem Stabschef *Plunquet* und einem andern Stabsoffizier. In Bregenz liegt der General begraben, einer der Edelsten unter den zahlreichen schweizerischen Kriegern, die ihre gute Klinge dem Ausland zur Verfügung gestellt haben. Und wahrhaftig, nicht das Mindeste, das wir an ihm preisen, ist, dass unter seiner kaiserlichen Generalsuniform allezeit sein Herz warm für seine alte Heimat schlug, und dass in den letzten Jahren seiner Wirksamkeit sein ganzes Trachten dahin ging, diese Heimat wieder frei und, wie er es verstand, glücklich zu machen.

Mit dem Rückzug der Verbündeten aus der Schweiz nach der zweiten Zürcherschlacht war der Krieg der Koalition gegen Frankreich für dieses Jahr beendigt. Es bleibt

noch der Anteil festzustellen, welchen die unter österreichischem Befehl kämpfenden Schweizer an diesem Krieg seit dem Juni 1799 nahmen. — Nach der Besetzung Zürichs durch den Erzherzog traf dort die nunmehr wieder vereinigte alte helvetische Legion (Roverea) ein. Sie war auf 1200 Mann angewachsen, zählte aber nur 13 Offiziere, infolge der Lauheit derjenigen schweizerischen Kreise, aus denen das Offizierskorps sich hätte rekrutieren sollen. Zur selben Zeit verliess der Oberstlieutenant *Eugen von Courten* die Truppe. Er ging in seinen Heimatkanton Wallis, um dort unter dem Schutz der Oesterreicher den Aufstand gegen die Franzosen zu organisieren, und später ein besonderes Regiment zu werben. England, von der bisherigen Organisation der schweizerischen Hülfstruppen nicht befriedigt, suchte nach einer neuen. Es sollten diese Truppen wesentlich vermehrt und in vier Regimenter von je 2500 Mann gebracht werden. Die Legion Roverea hatte keine Kapitulation, ihre Glieder hatten sich bloss verpflichtet, bis zur Freimachung der Schweiz zu dienen. Die Soldaten der neuen Regimenter aber sollten unter Entgegennahme des üblichen Handgelds auf Kriegsdauer kapitulieren, und zwar zu geringerem Sold als bisher, d. h. um 9, statt 16 Kreuzer per Tag. Das erste Regiment wurde gebildet durch die Leute der alten helvetischen Legion, unter ihrem bisherigen Führer, *Ferdinand von Roverea.* Das zweite, in Winterthur geworbene erhielt als Chef den General *Franz Niklaus Bachmann an der Letz,* von Näfels. Bruder des nach dem 10. August 1792 guillotinierten Gardemajors Bachmann, war er Oberstlieutenant des französischen Schweizerregiments *Salis-Samaden* gewesen, hatte übrigens als Instruktor und militärischer Organisator von Ruf auch vielfach andere Verwendung gefunden. Unerschütterlicher Anhänger seines Kriegsherrn, trat er bis zur Entlassung des Regiments allen freiheitlichen Regungen bei seinem Korps, die seines Erachtens der Disziplin nicht günstig waren, hart und rücksichtslos entgegen und kam dadurch in ein feindseliges Verhältnis mit seinem den modernen Anschauungen in dichterischer Schwärmerei huldigenden Hauptmann *Johann Gaudenz von Salis-Seewis.* Im übrigen rühmte man

Bachmann nach, dass er für das Wohl seiner Leute immer wahrhaft väterlich besorgt war.

Nach Auflösung der französischen Schweizerregimenter war er an die Spitze einer aus St. Gallern und Bernern gebildeten Regiments getreten, für das der Abt von St. Gallen mit Sardinien kapituliert hatte. Dies Korps wurde nach dem unglücklichen Krieg von 1796/97 gegen Napoleon abgedankt, und so wurde Bachmann für die ihm durch England zugedachte Stelle verfügbar. Dies Regiment hatte vorzügliche Stabsoffiziere. Major des einen Bataillons war *Jakob Chr. Ziegler* von Zürich, später Generalmajor in niederländischen Diensten, und Vater des aus dem Sonderbundsfeldzug rühmlich bekannten Divisionärs R. E. Ziegler. Es zeichnete sich durch Disziplin und Ausbildung im Dienst besonders aus, im Gegensatz zum Regiment Roverea, wo die Manneszucht und das Verhältnis zwischen Chef und Offizierskorps öfters zu wünschen übrig liessen. Die Bildung des dritten Regiments, Graubündner, übernahm Baron *Anton von Salis-Marschlins,* alter Offizier in französischen und neapolitanischen Diensten und geschmeidiger Hofmann und Diplomat, — des vierten der genannte *Eugen von Courten,* ein tapferer Parteigänger. Sein Regiment wurde ausschliesslich in Wallis und Piemont, das von Salis im Engadin verwendet. Unter Hotzes direktem Befehl standen nur die Regimenter *Roverea* und *Bachmann.* Zum Generalinspektor aller Regimenter in englischem Sold wurde Bachmann ernannt. Während der folgenden Ereignisse lag sein Korps in Winterthur und nahm an den Kämpfen keinen tätigen Anteil. Rovereas Regiment bildete einen Teil der am Fuss des Albis aufgestellten Vorpostenkette. Bei einem Ausfall, den Massena am 16. August machte, um sich der Dörfer Albisrieden und Altstetten zu bemächtigen, verteidigte es seine Position bei *Wollishofen* mit grosser Zähigkeit, und nachdem es, der Uebermacht weichend, nach Engi zurückgedrängt worden war, ging es stürmend wieder vor und eroberte seine frühere Stellung zurück. Dann wurde es ans rechte Seeufer verlegt, um die für die erwartete Armee Suwarows bei Rapperswil errichteten Magazine zu decken und eine Flottille zu bemannen,

welche zum Schutz der Gegend und zur Rekognoszierung auf dem See kreuzte. So kam es bei den Schlachten vom 25. September bei Zürich und an der Linth nicht ins Feuer. Den zurückgehenden Armeen folgten auch die beiden Schweizerregimenter über den Rhein. Ihre Rolle auf dem vaterländischen Boden war ausgespielt. Der Versuch der schweizerischen Emigration, mit Hülfe der alliierten Mächte die Schweiz von den Franzosen zu befreien, um dann den vorigen Zustand wieder herzustellen, war gescheitert, und als die letzten Stunden dieses ereignisreichen Jahres 1799 schlugen, ging auch der ehrwürdige Greis zur Ruhe, welcher der letzte Steuermann der alten und ruhmreichen Berner Republik, deren Zertrümmerung durch eine der frechsten und frivolsten Vergewaltigungen, welche die Weltgeschichte kennt, erleben musste, der dann in ruhelosen Wanderungen in der Fremde seine ganze Kraft und diplomatische Geschicklichkeit eingesetzt hatte, um die Freimachung seines misshandelten Vaterlandes herbeizuführen, und der nun, im Alter von siebzig Jahren, das vollständige Scheitern all seiner Hoffnungen erleben musste. Am 3. Dezember verschied Schultheiss *Steiger* in Augsburg.

Unmittelbar nachher wurde Roverea durch den englischen Bevollmächtigten *Wickham* veranlasst, die Führung seines Regiments an einen Colonel-commandant abzugeben. Dagegen blieb er colonel-propriétaire, d. h. Titularoberst im Genuss der mit der Stelle verbundenen Einkünfte. Roverea war ein überzeugungstreuer und tapferer Parteigänger, der als solcher Bern in seinen letzten Kämpfen gute Dienste geleistet hatte. Doch scheint er es nicht verstanden zu haben, rechte Ordnung und Disziplin zu halten, namentlich seinen Offizieren zu imponieren. So waren nun die drei Hauptförderer der Befreiung ihrer Heimat vom Schauplatz abgetreten: Hotze, Steiger und Roverea. An des letztern Stelle trat *Friedrich Franz von Wattenwyl* von Köniz, der in den Kämpfen des März 1798 in Ersetzung seines der Stelle nicht gewachsenen Namensvetters Beat Ludwig, die erste bernische Division geführt hatte, welche die Grenze gegen den Kanton Freiburg decken sollte und der damals auch die alte Legion Roverea war zugeteilt gewesen.

Als 1800 die Franzosen in Süddeutschland unter *Moreau,* in Italien unter *Bonaparte* siegreich vordrangen, fochten auf beiden Kriegsschauplätzen unsere vier Schweizerregimenter, und überall hielten sie sich wacker. Am Rhein und im Hegau das Regiment Wattenwyl, das 1400 Mann stark, nach den Schlachten von *Engen* und *Mösskirch,* noch 400 Kampffähige hatte; im Vorarlberg (nachher Engadin) Bachmann, im Engadin Salis. Eine gute Waffentat konnten diese Truppen noch vollbringen: In einer eiskalten Dezembernacht, in welcher 300 Schweizern die Hände und Füsse erfroren, wurde eine von Franzosen verteidigte Eisschanze im Oberengadin gestürmt und die Verteidiger, darunter die sog. unüberwindliche Brigade, gefangen gemacht. Das Regiment oder vielmehr Bataillon Courten zeichnete sich aus in dem heissen Gefecht bei *Ponte Turbigo,* am Tessin, wo auf feindlicher Seite Bonaparte persönlich zugegen war. — Als dann nach dem entscheidenden Sieg Moreaus bei Hohenlinden, am 3. Dezember 1800, Oesterreich, überall geschlagen, Frieden schliessen musste, wurden die vier in Steiermark zusammengezogenen Schweizerregimenter im Jahr 1801 entlassen. Einzig das Regiment Wattenwyl formierte man neu und verschiffte es dann in Triest nach Malta. Es war nunmehr ganz in englische Dienste getreten. Von da standen keine schweizerischen Truppen mehr unter österreichischen Fahnen, wohl aber einzelne Offiziere, welche dem alten Ruf schweizerischer Treue und Tapferkeit neuen Glanz verliehen haben und von denen nun noch kurz zu sprechen ist.

Schweizeroffiziere in österreichischem Dienst im 19. Jahrhundert.

Als heldenmütiger Festungskommandant erwies sich *Paul von Salis-Samaden,* der im Herbst 1793 die wichtige flandrische Veste *Ipern* mit einem Bataillon, 25 Husaren und 25 Kanonen gegen ein französisches Heer von 10,000 Mann so glänzend verteidigte, dass der Feind abziehen musste. Diese Waffentat trug dem damaligen Oberst die höchste österreichische Militärauszeichnung ein, den Maria There-

sien-Orden. Salis starb sechs Jahre später als Feldmarschall-Lieutenant.

In den österreichischen Kämpfen gegen Napoleon tat sich hervor der Luzerner *Karl Freiherr Göldlin von Tiefenau,* Grossneffe des Peter Christof Göldlin, den wir oben als wackern Verteidiger von Capua haben kennen lernen. Als im Tyrolerkrieg von 1809 die Franzosen und Baiern unter dem spätern Marschall *Wrede* den Pass *Strub* mit 3000 Mann und Artillerie angriffen, verteidigte ihn Tiefenau, damals Jäger-Oberstlieutenant unter General *Chasteler,* mit bloss 5½ Kompagnien und 2 Kanonen. Durch sein Beispiel wusste er die kleine Schar so zu begeistern, dass sie mehrere Stunden den stark überlegenen Feind aufhielt. Erst nachdem alle Artilleristen getötet und in der Verschanzung selbst nur noch siebzehn Mann übrig geblieben waren, gelang es der schwer geschädigten feindlichen Uebermacht, in den Pass einzudringen.

Als im gleichen Jahr, 1809, die Heere Napoleons nach den fünftägigen Schlachten von *Landshut, Eckmühl* und *Regensburg* das Donautal hinunter gegen Wien rückten, machten die zurückweichenden Oesterreicher unter General *Hiller* unterhalb Linz, zwischen Traun und Ems, Halt. Bei *Ebelsberg* kam es zu einem blutigen Zusammenstoss, und da war es, wo sich die Wiener Freiwilligenbataillone ganz besonders hervortaten. An der Spitze eines derselben stand als Kommandant ein Schweizer, *Rudolf Graf von Salis-Zizers,* früher Lieutenant des 1799—1801 in englisch-österreichischem Dienst gestandenen Regiments *Salis.* Es war ein wildes, erbittertes Ringen in den engen Gassen, den Häusern und Gärten, mit allen Schrecken eines Ortsgefechts. Mit ungebeugtem Mut drang Salis, genannt der Bayard der österreichischen Landwehr, vorwärts und unternahm Sturm auf Sturm. Die Kampfeswut erreichte einen solchen Grad, dass Einzelne mit den Händen sich zu erwürgen suchten. Alles war vergebens. Die österreichischen Bataillone blieben ohne Unterstützung und mussten, unverfolgt, abziehen. Der Rückzug nach Wien war die Folge. — Im letzten Treffen des gleichen Feldzugs, bei *Znaim,* warf Salis die gegen das Stadttor dringenden

Franzosen mit seinem Bataillon zurück, hielt das Tor bis zum Abschluss des Waffenstillstands und rettete so den Besitz der Stadt. Er wurde durch Beförderung zum Oberstlieutenant und das Theresienkreuz belohnt. Bei der Schlacht von *Leipzig,* beim Feldzug von 1814 in Oberitalien und in dem von 1815 gegen die von *Murat* geführten Neapolitaner erntete er neue Lorbeeren. Er starb 1840 als Feldmarschall-Lieutenant.

Zwei andere Salis fanden den Heldentod im Heer *Radetzkys,* während der italienischen Feldzüge von 1848/49: Oberst *Ulysses von Salis-Soglio* wurde in der Schlacht von Santa Lucia (6. Mai 1848), als er an der Spitze eines stürmenden Bataillons die Mannschaft durch Wort und Beispiel aufmunterte, durch die Brust geschossen. Und in der Schlacht von *Novara,* am 23. März 1849, fiel der Neffe des „Bayard der österreichischen Landwehr", *Rudolf Graf von Salis-Zizers.*

Bis 1830 französischer Gardeoffizier, war er als österreichischer Hauptmann in der Schlacht von *Custozza* (25. Juli 1848) schwer verwundet worden. Kaum geheilt, trat er im Feldzug des folgenden Jahres wieder in Reih und Glied. Wie er an der Spitze seiner Kompagnie voranstürmte, wirft ihn ein Säbelhieb nieder. Er rafft sich auf und dringt weiter. Von einer Kugel ins Brustbein getroffen, sinkt er abermals. Und wieder erhebt er sich und wieder stürmt er mit seinen Mannen vorwärts. Da durchbohren ihm gleichzeitig zwei Kugeln Hals und Brust und machen seiner Heldenlaufbahn ein Ende. — Im gleichen Krieg zeichnete sich ein anderer Neffe des Bayard aus, der 1858 als Feldmarschall-Lieutenant verstorbene *Heinrich Graf von Salis-Zizers.* Gleichfalls unter Oesterreichs Fahnen blieb auf dem Feld der Ehre *Oberst Karl Adolf von Salis-Samaden.* Er wurde durch einen Granatsplitter tötlich getroffen, als er sein Regiment zum Sturm heranführte. Das war in der Schlacht von Kapolna (1. März 1849), im Feldzug gegen die Ungarn. — Und als letzten dieses ruhmvollen Geschlechts nennen wir den Feldzeugmeister *Daniel von Salis-Soglio,* der seit 1846 alle Kriege Oesterreichs mitgemacht hat. Der alte ehrwürdige Herr hat seine Denkwürdigkeiten in einem ansprechenden Werk niedergelegt.

Auf den Schlachtfeldern Oberitaliens holte unter Oesterreichs Fahnen auch ein Berner sich seine Lorbeeren, *Alex. v. Steiger.* In der Schlacht von *Novara* (23. März 1849), dem letzten entscheidenden Sieg *Radetzkys* über die Piemontesen, eroberte er an der Spitze seiner Jäger-Kompagnie eine Feldschanze in dreimaligem Ansturm, für welche Waffentat ihm besondere Belobung des Kaisers zuteil wurde. Und 10 Jahre später, zum Oberstlieutenant vorgerückt, half er mit seinem Bataillon in vierstündigem mörderischen Kreuzfeuer stehend, die Höhe von *Solferino,* den Schlüssel des österreichischen Zentrums, verteidigen. Als nach dem Rückzug zum Appell geschlagen wurde, fehlte die Hälfte seiner Mannschaft, und von 15 Offizieren, die mit ihm in die Schlacht ausgezogen, waren noch drei da!

Im ungarischen Revolutionskriege starben zwei andere hervorragende Berneroffiziere im Kampf für das schwer bedrängte österreichische Kaiserhaus den Heldentod.

Es war im Jahr 1749, als das Haupt einer gegen die Ausschliesslichkeit des bernischen Familienregiments gerichteten Verschwörung, *Samuel Henzi,* durch Henkershand gerichtet, und seine Nachkommenschaft mit ewiger Verbannung belegt wurde. Genau hundert Jahre später liess der Enkel dieses Mannes sein Leben im Dienst des Legitimitätsprinzips, für dessen Bekämpfung sein Grossvater in den Tod gehen musste. Das war der *Generalmajor Heinrich Henzi.* Sein Vater war ein wackerer österreichischer Reiteroffizier, seine Mutter Ungarin. Heinrich trat als Genieoffizier in die Armee. Nach langsamem Aufrücken wurde er Kommandant des Sappeur- und dann des Mineurkorps, die beide zu den ausgezeichnetsten Bestandteilen des österreichischen Heeres zählten. Gleichzeitig versetzte ihn der Kaiser in den Adelsstand mit dem Prädikat „von Aarthurm“, das Henzi selber gewünscht. Das blutige Ende seines Grossvaters hatte seine Anhänglichkeit an die Vaterstadt nicht ausgerottet. Bei Ausbruch des ungarischen Aufstands war er Befehlshaber der Veste *Peterwardein.* Als er sie den Magyaren nicht übergeben wollte, wurde er mit Hülfe der meuternden Besatzung gefangen gesetzt und nach Ofen geführt. Dort befreite ihn

Fürst Windischgrätz, der Führer des heranrückenden österreichischen Heeres, der ihn zum Kommandanten von *Ofen,* (ungarisch Buda) machte. Nachdem dann Windischgrätz geschlagen abziehen musste, war Ofen noch das einzige Hindernis für die Ungarn, ihren Siegeslauf bis vor die Kaiserstadt zu nehmen; seine Festhaltung daher von grosser Wichtigkeit. Die Verteidigung dieser Festung nun, die vorher überhaupt mit grossen Schwierigkeiten in verteidigungsfähigen Zustand versetzt werden musste, ist eine der schönsten Ruhmestaten in der Geschichte dieses Feldzugs. Mit 3000 Mann trotzte Henzi dem mit 30,000 Mann zur Berennung herangerückten ungarischen General *Görgey.* Die Aufforderung zur Uebergabe, die damit motiviert wurde, er, Henzi, sei Ungar und Ofen keine Festung, lehnte er ab mit den würdigen Worten:

„Ich bin geborner Schweizer und naturalisierter Oesterreicher; Ofen wird durch meine Verteidigung eine Festung *werden.* Ich werden den mir anvertrtuten Platz nach Pflicht und Ehre verteidigen bis auf den letzten Mann.“

Und dies Wort hat er mit schweizerischer Treue gehalten. Ununterbrochen wurde die Stadt beschossen; zwanzig Stürme wurden abgewiesen. Und als endlich, am 21. Mai 1849, Görgey nach einem letzten entscheidenden Ansturm die Wälle überstiegen und nach blutigem Strassenkampf die Stadt erobert hatte, als er der Nationalregierung die berühmte Depesche schicken konnte: „Hurrah! Buda! Görgey“, da lag der tapfere Kommandant auf dem Boden, die tötliche Kugel im Leib, das Schwert in der Faust. Vor der Königsburg in Ofen liess der Kaiser dem Held nun ein ehernes Standbild errichten. Magyarischer Fanatismus, der für Soldatentreue und -Tapferkeit beim Gegner kein Verständnis hat, scheute sich nicht, Beseitigung dieses Monuments zu verlangen.

Ein paar Wochen später machten die ungarischen Kugeln dem Leben eines andern Berner Helden ein Ende, dem des Generalmojor *Franz Salomon von Wyss,* Sohn eines regimentsfähigen Berner Patriziers, der, ein wütender Franzosenhasser, tätiger Helfer bei Bildung der Legion *Roverea*

gewesen war, trat mit 14 Jahren (1810) in die Ingenieur-Akademie in Wien ein, ging dann aber zu den Reitern über und machte als Ulanen-Lieutenant die Feldzüge von 1813 bis 1815 gegen Frankreich mit, und später, 1848, Radetzkys Siegeszug gegen die Piemontesen. Dort zeichnete er sich aus in den Schlachten von *Villafranca* und *Custozza* (23. bis 25. Juli), namentlich aber als Kommandant eines Streifkorps, das die linke Flanke des Marschalls während dessen Vormarsch nach Mailand deckte und dessen umsichtige und tapfere Führung dem Obersten rühmende Erwähnung im offiziellen Bericht und besondere kaiserliche Belobigung einbrachte. Seine Geschütze waren es, welche die zum Schutz von Mailand an der Porta Tosa aufgestellte Artillerie zum Schweigen brachten und den Einzug der Oesterreicher am 6. August ermöglichten.

Im Oktober des gleichen Jahres kommandierte Wyss als Generalmajor und Brigadier den Vortrupp der Armee des *Fürsten Windischgrätz,* der aus Böhmen herangerückt war, um das empörte Wien wieder in die Gewalt des Kaisers zu bringen und der Revolution ein Ende zu machen. Stürmend drang er über die Donau, in die von einem vorzüglichen Kriegsmann, dem Polen *Bem* verteidigten Barrikaden und Mauern in die Leopoldsstadt. Zwei Tage später erlag die Residenz einem von der entgegengesetzten Seite her erfolgten Angriff.

Hienach folgte Wyss mit seiner Brigade ihrem Obergeneral Windischgrätz, der berufen war, die Heere der Ungarn, die für ihre nationale Unabhängikeit sich erhoben hatten, zu bezwingen. Der Beginn des Feldzuges war erfolgreich. Anfangs 1849 besetzten die Kaiserlichen Ofen, drängten die Magyaren gegen die Karpathen und erfochten am 1. März den Sieg von *Kapolna* (bei Erlau), wo, wie wir gesehen, der tapfere Oberst Salis-Samaden, tötlich verwundet wurde. Die Brigade Wyss war es, welche das hartnäckig verteidigte Dorf Kapolna zweimal nahm und dann behauptete. Allein der Sieg wurde nicht ausgenützt, es erfolgte ein allgemeiner Rückzug der Kaiserlichen an die österreichische Grenze. Als die Oesterreicher unter ihrem neuen Führer,

Haynau, sich wieder zum Vorrücken anschickten, stand Wyss mit seiner Brigade zu *Csorna,* östlich von Oedenburg. Dort griffen am 13. Juni die Ungarn an. Wyss, nachdem er sich lange und mit seltener Ausdauer verteidigt, musste schliesslich der Uebermacht weichen. Da trafen ihn, den letzten beim Abzug — er war noch einmal aus unbekannter Ursache in das Dorf zurückgeritten —, tötlich zwei Kugeln. Den vom Pferde Gesunkenen erschlugen die Ungarn noch vollends. „Die Armee", sagt *Ramming,* Haynaus Generalstabschef, „verlor einen ihrer tapfersten Generäle". Und *Zedlitz,* der Dichter der „nächtlichen Heerschau", widmete dem Gefallenen folgende Zeilen:

„Hier fiel Wyss, der Unerschrockne, der mit stolzem Todverachten
Wie zum Spiel ist eingezogen in das offne Tor der Schlachten.
Jetzt auch ist er ohne Herold, ohne Knappen ausgeritten,
Doch nicht heimgekehrt vom Zuge, hat den blut'gen Tod erlitten."

Ein Berner Schul-Idyll.

Mitgeteilt von G. Fueter, Bern.

Gründung einer Privat-Töchternschule in Bern, November 1792.

Auszug aus dem Meritenbuch des Töchterninstitutes, im Besitz der Berner-Stadtbibliothek, unter den Handschriften (Mss. Hist. Helv. XVI. 115).

I. Entstehung des Institutes.

Schon lange und empfindlich liesse sich hier in der Hauptstadt der Mangel einer zwekmässigen Schule für Mädchen burgerlichen Standes von 10 Jahr Alters und darüber empfinden. Es ist bekant, dass in den öffentlichen Erziehungsanstalten auf dieses Alter keine besondere Rüksicht genommen ist, und das der wenigste Theil der Eltern im Stande ist, ihre Töchtern entweder zu Hause in allem nöthigen selber zu unterrichten, oder durch Hauslehrerinnen unterrichten zu lassen. Die